Du

Weihnachten 1948 Schweizerische Monatsschrift Fr. 4.50

JACQUES DARET UM 1400 TOURNAI-BRÜGGE 1468: GEBURT CHRISTI
SAMMLUNG SCHLOSS ROHONCZ. SIEHE AUCH SEITE 55

Schweizerische Monatsschrift **Du** *Dezember 1948 8. Jahrgang*

UNSER JANUARHEFT

DER BEAMTE

IN FARBIGER WIEDERGABE:

Der Ehekontrakt, von Albert Anker
Die Volkszählung in Bethlehem, von Pieter Brueghel
Der Urwald, von Henri Rousseau
Revolte gegen die Steuerbeamten, von Orneore Metelli
Basler Polizeikorporal, von Emanuel Schöttli

Kinder zeichnen ihre Väter im Amt
Zeichnungen von Francisco de Goya, Paul Vallotton, Lindi
Das Antlitz des Beamten in Aufnahmen von Tuggener, Senn, Brunner

TEXTBEITRÄGE:

Beamter oder Bürokrat? Von Prof. Dr. Wilhelm Röpke
Die Pflege der menschlichen Beziehungen in der Verwaltung, von Dr. Arnold Muggli
Statistisches über den Schweizer Beamten, von Dr. Carl Brüschweiler
Beamtentum und Demokratie, von Dr. Ernst Schürch
Klassischer Bürokratismus. Eine anklägerische Anthologie
Pilatus, von Pfarrer Max Frischknecht
Die Frau vor dem Amtsschalter, von Hanna Willi
Zuschriften an das Eidg. Rationierungsamt. Eine kleine Blütenlese
Beamten-Anekdoten aus aller Welt
Der Beamte im Insektenstaat, von Dr. H. Kutter

Du

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess

Druck und Verlag: Conzett & Huber, Zürich 4, Morgartenstraße 29, Telephon 25 17 90
Verantwortlich für den Inseratenteil: Werner Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29
Insertionstarif auf Verlangen
Abonnement jährlich Fr. 26.50 Einzelheft Fr. 2.80
Weihnachtsnummer Einzelheft Fr. 4.50
Preis für das Weihnachtsheft: England £ /7/6; Holland Hfl. 3.80; Luxembourg fr. lux. 50.—;
Oesterreich ö. Sch. 13.40; Tschechoslowakei Kč. 75.—; Argentinien $ m/n 5.20

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 25 17 90 Postcheckkonto VIII 3790

H O N N E U R

E T

T R A D I T I O N

****

Die Kaiserin

E U G E N I E

machte Paris zum kosmopolitischen Zentrum der Eleganz. Uhrmacher und Goldschmiede wetteiferten um ihre Gunst. Mit Stolz wird in den Annalen von Vacheron & Constantin 1861 erwähnt, daß sich Ihre Majestät lobend über die gelieferten Uhren ausgesprochen habe.

Nach einem Gemälde von Winterhalter.

VACHERON ET CONSTANTIN

Internationaler Präzisionswettbewerb Neuenburg 1948

Vacheron & Constantin erhalten den 1. Serienpreis für die vier besten Taschenchronometer vor 19 Konkurrenten, sowie acht erste Preise im Einzelwettbewerb mit den acht disponierten Vacheron & Constantin-Taschenchronometern.

VACHERON ET CONSTANTIN

GENÈVE

DAS FEINSTE IN UHREN — SEIT 1785

FIRCSA-DOMINIQUE

Divine

D'ORSAY

Harmonie

von Eleganz

und Präzision

In der ganzen Welt

CYMA

Toute l'âme de la "Grande" et "Petite Champagne"...

NANTES
LA ROCHE-S-YON
PARIS
N
E
O
S
ILE DE RE
LA ROCHELLE
ILE D'AIX
ILE D'OLÉRON
OCÉAN
ATLANTIQUE
Royan
Cozes
Gemozac
Archiac
Jarnac
Ségonzac
COGNAC
la Charente
ANGOULÊME
BORDEAUX 100 K.

GRANDE CHAMPAGNE
PETITE CHAMPAGNE
BORDERIES
FINS BOIS
BONS BOIS
BOIS ORDINAIRES

REMY MARTIN COGNAC
FINE CHAMPAGNE V.S.O.P. E. RÉMY MARTIN & C.
FINE CHAMPAGNE
E. Rémy Martin & C°
COGNAC
FRANCE
REMY MARTIN

ARISTOCRATIE DU COGNAC

La Fine Champagne REMY MARTIN est le fruit d'un harmonieux et aristocratique mélange de "Grande Champagne" et "Petite Champagne", les deux premiers crus de Cognac. Son label V.S.O.P. atteste qu'elle a vieilli en fût de chêne limousin pendant de longues années.

REMY MARTIN

FINE CHAMPAGNE V.S.O.P.

LONGINES

Präzisionsrekorde

Das Longines-Werk «33 mm» hält heute in seiner Kategorie der Armbanduhren den Präzisionsrekord der Sternwarten Neuenburg, Genf und Teddington (England).

Die höchste Errungenschaft der Uhrentechnik

Die automatische ZENITH-Uhr hat sich die Erfahrung ihrer Vorläufer zunutze gemacht. Sie ist das Produkt gründlicher Forschungen. Äußerste Sorgfalt in ihrer Herstellung und die erlangten Resultate kennzeichnen sie als eine der besten Leistungen des Automatismus auf dem Gebiete der Uhrenfabrikation. Dafür die Beweise:

1 Sekundenzeiger direkt aus der Mitte = Vereinfachung des Eingriffwerkes.
2 Uhrwerk im Verhältnis zum Gesamtdurchmesser des Gehäuses sehr groß = besonders geeignet für den Chronometer-Titel.
3 Sehr solide Aufhängevorrichtung für die Aufzugsschwungmasse = größere Sicherheit eines guten Aufzuges.
4 Patentierte Lösung zum Unterbringen eines Federhauses und einer Unruhe großer Dimensionen = Gangbeständigkeit über dem Mittel.
5 Unruhe mit Stoßsicherung versehen = empfindliches Organ besser geschützt.
6 Gangreserve 40 Stunden = die Uhr läuft längere Zeit weiter, wenn sie nicht getragen wird.
7 Antimagnetisch = bei magnetischen Strömungen unempfindliche Regulierorgane.
8 Sehr flach und elegant = Ihr Stolz.
9 In jeder Beziehung der alten Tradition ZENITH würdig = Ihre Garantie.

ZENITH

automatic

COINTREAU

La liqueur Cristalline

Das Christgeburtsbild unserer Titelseite ist das Teilstück eines Altars, den der flämische Maler Jacques Daret im Jahre 1434, beauftragt vom Abt Jean du Clercq, für die Klosterkirche Saint-Vaast in Arras gemalt hat. Dieser Altar ist nicht mehr beisammen. Seine Teile sind in alle Winde zerstreut. Herkunft und Zusammengehörigkeit der erhaltenen Stücke waren zeitweise gänzlich dem Wissen entschwunden. In den Archiven der Stadt Arras fanden die Kunstgeschichtsforscher jene alten Klosterrechnungen, in denen Zahlungen für die Arbeit an den Altartafeln an den Maler Daret erwähnt waren. Es brauchte viel Fleiß und Scharfsinn, um zu diesen Aufzeichnungen die passenden, in der Welt zerstreuten namenlosen Malereien wieder aufzufinden, Dokumente und Monumente richtig in Gedanken zu verbinden. Die ursächlichen Zusammenhänge der Dinge erkennen und klarlegen, das will die Wissenschaft. Auch die Liebhaber der alten Bilder, die Käufer und Sammler halten hierin auf Ordnung, andernfalls sind sie nicht geneigt, die großen Summen heutigen Geldes für das vor langer Zeit Gemalte auszugeben, wie das Brauch ist in unserer Zeit.

Das forschende Fragen hat aus dem Leben Darets allerlei Daten und Umstände zutage gebracht. Zuletzt erscheint sein Name in den Rechnungen des burgundischen Hofes aus dem Jahre 1468, als er das Hochzeitsfest Karls des Kühnen in Brügge mit verschönern half. Es war das Jahr, in dem die übermütig gewordenen Eidgenossen ins Elsaß einfielen, von welchem Zeitpunkte an sich die Beziehungen zwischen Karl und den Eidgenossen zu verschlechtern begannen.

Es sind von Darets Hand nur sehr wenige Bilder heute noch uns erhalten. Sein Leben aber beansprucht insbesondere in den jüngern Jahren unsere Aufmerksamkeit, weil er nämlich eine Zeitlang mit dem damals und heute noch berühmten Roger van der Weyden zusammen in der Werkstatt ihres gemeinsamen Lehrers Campin in Tournai gearbeitet hat. Das war 1527. Roger war gar nicht mehr so jung, als er bei Campin eintrat, möglicherweise war er vorher Bildhauer gewesen und hatte erst spät gemerkt, daß es ihn zur Malerei zog; aber Daret hat viele Jahre bei Campin zugebracht, in dessen Haus er schon als Knabe gekommen war. Roger ist ein viel größerer Maler als Daret geworden, seine Wirkung auf die Zeitgenossen und die Spätern ist außerordentlich gewesen, sein erhaltenes Werk bewundern wir heute in vielen wunderbaren Stücken, vornehmlich in den Museen von London, Brüssel, Paris und ehedem Berlins.

In diesem Werk Rogers van der Weyden nun entdeckten Kenner mit fühlenden Augen schon vor Jahrzehnten ein paar Stücke, die zu den übrigen sich nicht ohne weiteres wollten fügen lassen. Gewisse Abweichungen der Erfindung, der Einzelform, der dargestellten Typen machten jene stutzig. Eine andere Hand? Ein anderer Geist? Ein anderer Maler? Drei Tafeln solcher Art befinden sich heute im Staedelschen Institut in Frankfurt. Als Maler wird genannt: der Meister von Flémalle, denn diese Tafeln sollen aus der Abtei Flémalle bei Lüttich stammen. Der Meister von Flémalle, das ist ein Notname. Es existiert kein Dokument irgendwelcher Art, das für sein gelebtes Dasein zeugte. Dieses ist lediglich aus dem Gemalten erlesen worden. Gab es ihn in Fleisch und Blut? Gab es ihn nicht? Ist er ein Gedankengespenst oder ging er um jene Zeit auf den Straßen Flanderns wirklich einher? Irren sich jene empfindsamen Beschauer, jene Bilderprüfer, welche den berühmten Tee- und Kaffeeprüfern gleichen, jenen, die ein Täßlein Getränks an die Nase heben, schnuppern, ein Schlücklein nehmen und dann die Herkunftslandschaft nennen, irren sie sich, wenn sie einen Meister von Flémalle fordern? Haben vielleicht die andern recht, welche die fraglichen Tafeln dem jungen Roger zuschreiben, sie an den Anfang seines Werkes stellen, als er noch nicht ganz sich selber gefunden hatte? Oder hat gar unser Daret in spätern Jahren sie gemalt. Ist vielleicht der Lehrer Campin der Schöpfer und eins mit dem vermuteten, geforderten Meister von Flémalle?

Narrt uns ein Schatten? Versank ein Meister ins Namenlose? Dergestalt am Rande unseres Wissens bildet eines Menschen Gestalt sich in nebelhaften Umrissen und zerfließt vor einem neuen Gedanken und Einfall wiederum ins Nichts. Es scheint uns Untertanen der geschichtlichen Wahrheit ein Unrecht, jene drei Meisterwerke einem unrichtigen Maler zuzuschreiben. Man betröge ihn, wenn es ihn gäbe, um sein Werk. Er stürbe sozusagen nochmals an unserm Irrtum. Wo ist sein Name? Lebte der Name noch, lebte auch der einstige Träger in gewisser Weise noch unter uns fort. Fortzuleben unter den nachfolgenden Geschlechtern, ist tiefster Menschenwunsch. So Schillers Vers:

> ... denn von allen Erdengütern, ist der Ruhm das höchste doch,
> wenn der Leib im Staub zerfallen, lebt der große Name noch.

«Vivre dans la mémoire des hommes» wollte Ingres. Leben in der Erinnerung der Nachfolgenden, nicht ausgelöscht sein, nicht zurückgesunken ins Nichts, ins völlig Namenlose. Väter, Staatsmänner, Baumeister, pflichtgetreue Beamte: ein gutes Andenken möchten wir alle hinterlassen. Dauerhaftes Schaffen: einen Staat, eine blühende Familie, einen Bauernhof, ein Kunstwerk — das ist unsere Auflehnung gegen den Sturz ins Dunkle. Woher kommt, wohin geht der Mensch? Was hat es mit diesem Dasein auf sich? Wie der großen Vergänglichkeit begegnen? Wie der Angst vor ihr?

Antwort, Trost, Anweisung gibt das Evangelium unseres Herrn Jesus Christus. Ruhe des Herzens wird dem Gläubigen, da kein Wissen ihm Antwort geben kann: «In der Welt werdet ihr Angst haben, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.» (Joh. 16, 33) «Denn ich lebe, und ihr sollt auch leben.» (Joh. 14, 19)

Weihnachten bringt uns die frohe Botschaft: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren. Hieraus quillt, hierin ruht alle wahre Weihnachtsfröhlichkeit. —
Fröhliche Weihnachten!

Arnold Kübler

◂ *Die gut verteilten Kerzen. Photo Hans Staub*

WEIHNACHTSLIED *Von Theodor Storm*

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht;
Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterlüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich, heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

DER WINTERSCHMAUS *Von Johann Heinrich Voß (1751—1826)*

Schneidender Ostorkan aus Sibirien saust am Doppelfenster;
Bepackt mit Feu'rung knarrt im Frost die Lastfuhr.
Weder den Schnee durchklingelt ein Schlittner, noch umschwebt ein Läufer
Auf Stahl der Eisbahn blankgefegten Marmor.

Einzelne traben im Sturm, wie gefittigt; auch das arme Mägdlein
Knirrt raschen Fußtritts, Haub' und Mantel haltend.
Selbst im Stalle der Hahn trauert klösterlich, krähet kaum, und duldet,
Gelockt zum Futter, Kräh' als Gast, und Sperling.

Stolberg, trotz dem Orkan, wie er wintere, komm in falber Wildschur,
Dem Bärenturban dicken Dampf einatmend;
Keck in dichter Karosse begleite dich zarter Frau'n Gesellschaft,
Die rote Wang' halb eingemummt in Rauchwerk.

Lenz hier wärmt das Gemach, und Heiterkeit. Lenz umgrünt das Fenster,
Und höhnt des Frostes blumenhaft Gegaukel.
Lenz in dem Käfige singt der Kanarier, froh des krausen Kohles,
Woran Kristall in heller Sonn' ihm funkelt.

Froh, wie in blühender Bäum' Umdämmerung, klingt der Feiergläser
Geläut' mit Glückwunsch um die Hirtentafel.
Manches Gesangs Nachhall aus Ionia, mancher Laut vom Tibris,
Wo junger Frühling ewig blüht, umweht uns . . .

's Tigerli. Farbphoto Schultheß ▶

1

2

3

5

4

1 *Hans Thoma, geb. 1839, gest. 1924*

2 *Hermann Gattiker, geb. 12. März 1865, lebt in Rüschlikon* Photo Hans Staub

3 *Ernst Kreidolf, geb. 9. Februar 1863, lebt in Bern* Photopress

4 *Maria La Roche, geb. 1870, lebt in Basel* Photo Eduard Schmid

5 *Emil Nolde, geb. 1867, lebt in Schleswig-Holstein* Photo Paul Senn

Über das Alter

Zu den eigentümlichsten Auswirkungen des Geistes unserer Zeit gehört die mangelnde Beziehung zum Alter, die sich oft geradezu in Furcht vor dem Alter und in tiefer Unsicherheit des alternden und alten Menschen äußert. Wie selten sind, namentlich in den Städten, die Männer und Frauen geworden, die zu ihrem Alter stehen und sich in ihm zurechtfinden. Das Wort «Alter» hat heute einen eigentümlichen Klang; Gebrechlichkeit, Zerfall, Bedürftigkeit sind es, woran zuerst gedacht wird, gar wenn vom Greisenalter die Rede ist. Die Seelenärzte wissen zu berichten von häufigen Krisen und Zusammenbrüchen, die ihren tieferen Grund darin haben, daß der heutige Mensch den Uebergang ins Alter, das *Ueberschreiten der Paßhöhe* des Lebens nicht bewältigen kann. Die Photographien unserer Großeltern sind sprechende Zeugnisse dafür, daß noch vor einem halben Jahrhundert die Dreißigjährigen aussahen, wie heute die Fünfzigjährigen auszusehen sich scheuen. Und wenn es auf der einen Seite wohl von gutem ist, daß wir so empfindlich geworden sind für das Steife, Feierliche und Unecht-Stilisierte des damaligen Bürgertums, so sollte man nicht übersehen, daß man damals dafür offenbar besser und leichter zu altern und sich ins Alter hineinzufinden verstand.

Es ist hier nicht zu untersuchen, woran es liegt, wenn der Gegenwart der Sinn für das Alter als eine selbständige, ihren eigenen Gesetzen gehorchende *Lebensstufe* weitgehend abhanden gekommen ist. Die im Sport sich beweisende Ueberschätzung der körperlichen Leistungskraft, die uns kaum noch bewußt werdende Bedeutung, welche wir der Geschwindigkeit beimessen, der rasche technische Fortschritt überhaupt, der die Enkel lachen läßt über die ungebildeten und hilflosen Großväter, dies und vieles andere noch ist daran beteiligt, wenn man heute im Alter vornehmlich eine Zeit des Kräfteabfalls sieht, der Defizienzen, da die «wesentlichen» Eigenschaften und Fähigkeiten langsam absterben. Dieses Bild vom Alter ist schuld, daß man nicht alt sein will. Richtiger gesagt: es gibt eben kein wirkliches *Bild* des Alters, des alten Menschen mehr, das vor uns am Wege stünde, unangefochten und gültig wie die Bilder der Kindheit, der Jugend und der Lebenshöhe; es gibt nur das Abblättern jenes Bildes vom gewandten und kräftigen Menschen der Lebensmitte.

Dieser Sachverhalt ist gewiß ein Krankheitszeichen unserer Zeit. In anderen Jahrhunderten und in kulturellen Räumen, die nicht so vorherrschend vom Intellekt und der äußeren, materiellen Leistung bestimmt waren, gab es immer das Wissen um die *Alters-Gestalt* und um die Alters-Würde. Hugo von Hofmannsthal hat den schönen Satz geschrieben: «Jedem Alter ist eine Gewalt verliehen, die einzig ist.» Sinn für diese Stufungen zu haben, durch die wir hindurchgehen müssen, ist offenbar das Vorrecht gewisser urtümlicher Kulturen, in denen die Uebergänge vom Kind zum Mann und vom Mann zum Greis rituell verankert und geweiht sind, und nicht allzu zahlreicher geistiger Menschen, deren hohe Bewußtheit die Ehrfurcht vor den geprägten Formen, die Ehrfurcht vor der Natur, nicht zerstört hat. Auch bei den Bauern findet man den Sinn für die Alters-Gestalt noch lebendiger, und das ist nicht verwunderlich; denn sie wissen um die Rhythmen der Natur und um den Sinn und das innere Recht jeder Jahreszeit. Es ist eigentümlich: die letzten anderthalb Jahrhunderte haben uns die sogenannte Emanzipation des Kindes gebracht und die Entdeckung seiner eigengesetzlichen «Welt». Man mißt das Kind nicht mehr ausschließlich und in erster Linie mit den Maßstäben der Erwachsenen, und heutige Kindergesichter haben nicht den unglücklich-verfälschten Ausdruck der Kinderbilder des 17. oder 18. Jahrhunderts. Aber man hat gleichzeitig «Jugend» und «Kraft» zum Maßstab gemacht und dem Alter geraubt, was man dem Kinde gab: das eigene Gesetz. Die Kinder sind heute «bei sich», und der Jugendliche und der Mensch der Lebensmitte sind es auch; aber auf einen Siebzigjährigen, der das Gesetz seines Alters willig trägt und in ihm nicht nur Einschränkung und Entsagen sieht, sondern auch Würde und Recht auf eigene Form, auf einen solchen trifft es drei andere, die sich im forcierten Kampfe gegen das Gesetz ihrer Lebensstufe verbrauchen und unglücklich machen. Vielleicht täte uns heute so etwas wie eine «Emanzipation des Alters» not.

Denn welch einzigartige Möglichkeiten und Aufgaben besitzt der alte Mensch, wenn ihm das Geschick erträgliche Jahre beschert. Was liegt im Abrücken von der Wirksamkeit, im Entlassenwerden nicht beschlossen an möglicher Einsicht, Weisheit, Güte, möglicher Heiterkeit und Liebe. In einer Zeit, die im Banne des «Restlosen», «Geballten», «Organisierten», «Ausgerichteten» steht, in einem Jahrhundert, da «Bewegung» und «Tempo» zu Werten an sich geworden sind — welch gutes Glück, die gelassene Gebärde eines greisen Menschen zu sehen und seine zärtliche Ironie dem allem gegenüber zu spüren. Wo der Entlassene zum Gelassenen wird, wo der Zurücktretende zurück tritt wie der Maler von seinem Bild: um besser, ganzer, richtiger zu sehen, da kann eine Gestimmtheit gütiger Menschenliebe sich entwickeln, die einen noch in unsern überhellen Tagen begreifen läßt, warum die großen *Gütigen* in den Mythen, Märchen, Sagen und Religionen aller Zeiten und Völker alle nach einem Urbild des *alten* Menschen geformt sind. Aber es wäre wohl nicht richtig, das Wesentliche der Alters-

Hans Thoma: Spielende Kinder. Aquarell, 1920

HANS THOMA. *Am Ende des ersten Weltkrieges hat eine deutsche Kinderhilfsorganisation den greisen Maler Hans Thoma um eine Arbeit aus seiner Hand gebeten, deren Verkauf den notleidenden Kindern zugute kommen sollte. Hans Thoma hat, als 81jähriger, das hier wiedergegebene Aquarell geschaffen, hat es der Hilfsgesellschaft geschickt und dazu einen Begleitbrief geschrieben, den wir hier in der Urform unseren Lesern zeigen, nicht ohne die getreuliche Abschrift beizufügen.*

Hochverehrter Herr Kirchhoff ! Karlsruhe 18 Sept. 1920

Wenn man über 80 Jahr alt ist so wird einem alles Thun gar mühselig und man hat das traurige Gefuhl sich überall entschuldigen zu müssen daß man hintennach humpelt — sich entschuldigen daß man so alt ist. So war ich als ich Ihre Zuschriften erhielt noch in einem stärkern Niederdruk als er normal vorhanden ist. Deshalb habe ich auch den Aufruf übersehen den ich mit den andern Herrn unterzeichnen sollte was ich aber jetzt nachhole; Eigentlich war ich auch noch in der Meinung daß ich noch eine Auforderung von Herrn Prof. Kämpf erhalten würde. — Nun vergessen habe ich die Sache nicht und habe ein kleines Aquarellbildchen gemalt so gut es bei nachgelassenen Kräften noch möglich ist. Es ist freilich nun Alters zerdrükt und man sieht ihm die Mühseligkeit wohl an — aber ich denke es ist immerhin ein Wertobjeckt das man zu Gunsten unseres Vereins für einige tausend Mark veräußern könnte. — Wie das Blatt gebraucht werden könnte das muß ich freilich dem Comite überlassen — Mir fallt jetzt bei meiner Altershilflosigkeit und den vielerlei Anforderungen die ich noch besorgen soll alles Thun u auch das Schreiben schwer. — und so muß ich selber in Unsicherheit abwarten ob etwas wozu ich guten Willen habe auch in der Ausfuhrung möglich ist.

Sollten mir ein paar Sätze «an die Kindervereinigung aller Völker» in ordentlichem Zusammenhang gelingen so will ich es Ihnen schicken — und zwar schicke ich es wohl am Sichersten an Ihre Berliner Adresse. —

Vielleicht erlebe ich noch den Anfang davon daß die Kinder aller Völker sich vereinigen — daß die Deutschen unter sich einig werden das wird wohl niemand erleben und wenn er auch erst 8 Jahr alt ist statt 80. — Man muß auch das ertragen!

Mit besten Grüßen. Hochachtungsvoll Ihr ergebener Hans Thoma

[illegible] 12 Sept. 19[illegible]

Hochverehrter Herr Kirchhoff!

Wenn man über 80 Jahre alt ist so wird einem alles Thun gar mühselig und man hat das traurige Gefühl sich überall entschuldigen zu müssen daß man hinterdrein hinkt – sich entschuldigen daß man so alt ist. So war ich als ich Ihre Zuschriften erhielt noch in einem starken Kinderbesuch [illegible] vorhanden ist. Deshalb habe ich auch den Aufruf übersehen den ich mit den andern Herren unterzeichnen sollte was ich aber jetzt nachhole; freilich war ich auch noch in der Meinung daß ich noch eine Aufforderung von Herrn Prof. [illegible] erhalten würde. – Ein [illegible] habe ich da [illegible] nicht und habe ein kleines Aquarellbildchen gemalt so gut es bei nachgelassenen Kräften noch möglich ist. Es ist freilich ein Altersprodukt und man sieht ihm die Mühseligkeit wohl an – aber ich denke es ist immerhin ein Wertobjekt das man zu Gunsten unseres Vereins für einigen [illegible] Werth verwerthen könnte. – Wie das Blatt gebraucht werden könnte das muß ich freilich dem Comite überlassen. – Mir fällt jetzt bei meiner Altersschwächlichkeit und den vielerlei Anforderungen die ich noch besorgen soll alles Thun und auch das Schreiben schwer. – und so muß ich selber in Unsicherheit abwarten ob etwas wozu ich guten Willen gehabt auch in der Ausführung möglich ist.

Sollten mir ein paar Sätze, an die Kinder der Einigung aller Völker in verständlichem Zusammenhang gelingen, so will ich sie Ihnen schicken – und zwar schicke ich sie wohl [illegible] an Ihre Berliner Adresse. –

Vielleicht erlebe ich noch den Anfang davon, daß die Kinder aller Völker sich vereinigen – daß die Deutschen unter sich einig werden, das wird wohl niemand erleben, und wenn er auch erst 8 Jahre alt ist statt 80. –

Man muß sich das abringen!

Mit besten Grüßen. Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

[illegible]

Hermann Gattiker — *Aus den Flumserbergen, Kohle*

HERMANN GATTIKER *lebte immer abseits und war doch Mittelpunkt, zog Menschen an und vermochte einen Kreis zu bilden. Die Malerfreunde suchten ihn: er förderte als strenger und kritischer Geist ihre Arbeit, vermittelte durch die Leidenschaft seines Denkens und Gestaltens Kraft zur Konzentration. Landschafter, die wir als stille und ernste Talente, als wahre Diener und Verehrer der Natur kennen, wohnten in Gattikers Nähe oder zogen zu gemeinsamer Arbeit und zu Gedankenaustausch nach Rüschlikon in das wundervoll gelegene Künstlerheim, jedem Einwohner als etwas Besonderes bekannt — das Gattiker-Atelier. Sie bildeten um 1900 eine Art Künstlerkolonie wie Worpswede, der feinsinnige Hans Sturzenegger, der stille Wilhelm Hummel, der gedankenreiche Ernst Würtenberger, später Ernst Georg Rüegg und manch anderer, alle um Hermann Gattiker.*

Mit Ernst Würtenberger und Wilhelm Hummel lehrte Gattiker in jenen glücklichen Jahren an der Stadler-Schule. Die Stadler-Schule, von einer Malerin dieses Namens begründet, war eine Malakademie, die erst im Metropol, dann im Böcklin-Atelier an der Freiestraße ihren Sitz hatte. Unter Gattikers Leitung genossen die Schülerinnen eine wundervolle Ausbildungszeit, die in der Erinnerung von Helen Dahm, Anna Hug, Anna Baumann-Kienast, Sophie von Wyß warm und sehnsüchtig aufleuchtet. Auch die Schülerinnen zogen im Sommer in die Landschaft um Rüschlikon, unter solcher Führung ein Erlebnis.

Hermann Gattiker ist fast ausschließlich Landschafter, liebt die Natur um den Zürichsee, die Wellen einer Wiese, das Ragen einer Baumgruppe, einen Waldesrand. Als Gottlieb Duttweiler seinen Park in Rüschlikon anlegte, rief er den eigenwilligen Künstler zur Gestaltung einer harmonischen Anlage, die durch die Schönheit der Verhältnisse beglückt.

D. G.

ERNST KREIDOLF *der Blumenmärchen-Maler, hat selbst erzählt, wie ihn eine schwere Krankheit veranlaßt hat, auf einmal ganz anders als vorher des Lebens Lust und Leiden darzustellen: in Blumenmärchen. Das war um 1894 in Partenkirchen, und die Blumenmärchen wurden, wie es in den ersten Ausgaben heißt, von Ernst Kreidolf «gedichtet, gezeichnet und lithographiert». Da war also das ganze Märchen eines Mannes Schöpfung. Wieder einmal hatte, wie so oft, eine schwere Krankheit den Künstler zu seinem schöpferischen Punkt und sein Leben zu sich selbst geführt. Kreidolf war, im Gegensatz zu vielen frühern Märchenillustratoren, unmittelbar aus dem Zeichnen und während des Zeichnens selber zum Poeten geworden. Bei den «Stiefmüetterli» und «Ufstiferli» sind die Märchenfiguren beinahe schon im Namen vorgedichtet. Nur muß sie einer sehen können. Nichts ist ja so falsch wie die vielverbreitete Ansicht, daß das Märchenhafte eine Begleiterscheinung von phantastisch ungenauem Wesen wäre. Alle die Albrecht Haller, Gotthelf, Hodler, Albert Steffen sind zugleich Realisten, beinahe Naturwissenschaftler. Wie sie jedoch die Blumen genau erkennen und eben deshalb zugleich Gesetze, Sinnbilder, Parallelismen, kleine Mythen und Märchen daraus ableiten, das ist das Bernische dabei! Schon in jeder wirklichen Zeichnung Kreidolfs steckt etwas von diesem märchenhaften Berner Realismus. Wie gern wird man diese Kraft schon in ihrem ersten Ansaugen des forschenden Auges betrachten! Denn nur schaudernd stellt man fest, daß sich der Begriff des Märchens in unsern Tagen abermals — in den Trick-Zeichnungen des amerikanischen Films — fern von jedem Natur-Erschauen verwandelt hat.*

Die wiedergegebenen Bleistiftskizzen stammen aus verschiedenen Jahren.

Maria La Roche: Der Turm von Muzot im Wallis. Aquarell

MARIA LA ROCHE *wurde 1870 in einem Baselbieter Pfarrhaus, in Ziefen, geboren, im Jura, also in einer Landschaft, wie sie vielleicht schöner nirgends sein kann. Das ergibt eine Neigung zu Blumen — und zu Hans Thoma. Der alemannische Meister auf der andern Seite des Rheins hat seine Schülerin herzlich ins Haus genommen und ist sein Leben lang mit ihr in einem so gütig weisen Briefwechsel gestanden, daß derselbe wohl einmal mit den Antworten der Künstlerin sollte mitgeteilt werden. Aber Stil und Haltung muß wohl von Anfang an vorhanden sein, wenn man schon als junger Mensch als «alte Baslerin» aufwächst, und das schier zwischen den herrlichsten Zeichnungen der Alten Meister des Basler Museums, welche ihr Vater zu betreuen hatte. Vor allem macht es mit der kostbaren Bescheidenheit guter Zeichenweisen vertraut, die so schweizerisch ist und in Basel immer — bis in die Privathäuser mit ihren Klebebänden voll alter Zeichnungen — gepflegt worden ist. Wie verwandeln sich da unversehens letzte unbeschrieben gebliebene Blätter vorhundertjähriger Kontobücher von herrlichem, nirgends mehr aufzutreibendem Papier in Aquarelle, lavierte Skizzen oder gar in Zeichnungen mit dem Silberstift! Nie läßt das Gedächtnis nach, das über Generationen zurück so sauber in Ordnung ist wie alle Skizzenbücher und Studien. Auch Sprache und Gefühlsweise haben ihren bestimmten Charakter. Wer rechtes Baseldeutsch nachprüfen will, wird Maria La Roche aufsuchen, die nur darum so französisch zubenannt ist, weil am Pariser Hofe der Name des Vorfahren Hebdenstreit allzuschwer auszusprechen war.*
Des Lebens tägliches Erblühen wird von der nimmermüden Malerin jeden Tag genossen — und erschaffen. Auch dieses Jahr. Am liebsten im Umgang mit Blumen, die ihr oft von jungen Freunden aus vielleicht schwer zugänglichen hohen Verstecken geholt werden, damit das Blühende erhalten bleibt in einer Technik, die keine Fehler duldet: im Silberstift.

W. U.

Gestalt vornehmlich oder allein im Gütigsein und in der Milde zu erblicken. Mag sein, daß auch solche Güte dem einen oder andern wieder lediglich als ein Nachlassen erschiene, als Ermattung der Entscheidungskraft, des Charakters und des Willens. Es gibt zweifelsohne auch *geistige* Funktionen und Bewußtseinsleistungen, die in der Regel dem höheren Alter vorbehalten sind. Auch hier läge es nahe, den Vergleich mit der Entdeckung der Welt des Kindes zu ziehen, einer Welt, die bekanntlich durchaus nicht nur quantitativ durch ihre Kleinheit und durch ihre Erfahrungsarmut bestimmt ist, sondern ebensosehr durch das Vorherrschen von seelischen Erlebnisweisen, die dem Kinde, und nur dem Kinde, eigentümlich sind. So gibt es auch Altersfunktionen, deren Erkenntnis verfehlt wird, wenn wir sie von vorneherein an der Welt und der Leistung des Menschen mittleren Alters messen. Es sind besondere Formen des Erlebens und Denkens und ist durchaus nicht nur die Erlebnis- und Erfahrungsfülle, was das Sosein des alten Menschen auszeichnet. Ein grundlegender Umstand ist in jener Verlagerung der Interessen und der seelischen Richtung zu sehen, die man, mit C. G. Jung, als *Introversion*, Nach-innen-Wendung zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Das Schwergewicht des geistig-seelischen Raums liegt für den Greis beim Ich, während es früher in den Raum der äußern Wirksamkeit und Wirklichkeit gebettet ist. Dieses Ich ist freilich ein anderes als dasjenige des Jugendlichen, der auch, mehr als durch die Gegenstände seines Wirkens, durch sein Ich bestimmt ist. Es ist ein Ich, das nicht mehr auf die Welt prallt. Es bezieht die Welt nicht mehr auf sich, sondern auf die noch bleibende Lebensfrist und auf das Vergehen. Es ist prädestiniert zu Akten der Berichtigung des eignen Seins, zu Einordnung, zu Maßen und Maßnahmen endgültiger Art. Es will nicht mehr die Weite und Breite, sondern die *Ganzheit*.

Wer das Glück erfährt, in diesem Alter immer noch über geistige Kräfte zu gebieten, wird in ungeahntem Grade zu Leistungen der Synthese, der Zusammenschau und des geschichtlichen Verstehens befähigt sein. Ein Naturforscher wie Constantin von Monakow, der nicht im Verdachte eines ästhetischen Beschönigens steht, sagte über diese besondern *geistigen* Möglichkeiten des Alters zu Maria Waser: «Gewiß, Alter heißt Deklive, und es ist nicht immer leicht, dieser langsame Abbau; das geht nicht ohne körperliche und seelische Leiden mancher Art. Allein, das Alter ist nicht bloß Abbau, das ist den meisten entgangen.» Und fuhr fort, da gewahre man denn neben den Rückbildungssymptomen auch positive Erscheinungen: wenn, morphologisch gesprochen, alles zurückgehe, könne doch im Gehirn des gesunden Greises immer noch ein Zuwachs festgestellt werden, da die zuletzt gereiften höchsten geistigen Funktionen sich auch im hohen Alter noch als entwicklungs- und differenzierungsfähig erweisen. Und besonders sei es eine gesteigerte Fähigkeit der Erfassung großer *Zusammenhänge*. Aehnliches bezeugten auch Goethe, Jacob Grimm und andere mehr. Freilich sind auch solch hohe Bürgen der Alters-Gestalt nicht schmerzlos zu ihr gelangt. Anders als beim Uebergang vom jugendlichen zum reifen Menschen ist der *Eintritt des Alters* meist ein plötzlicher, ein schmerzliches Erwachen und Erkennen: ich bin alt. Eines der schönsten Gedichte Walters von der Vogelweide, sein letztes wohl, hat diesen Augenblick des Alters-Erschreckens zum Anlaß und Gegenstand; es beginnt mit der wahrhaft klassischen Frage: «Ouwe, war (wohin) sint verswunden allü minü jar? Ist mir min leben getroumet oder ist es war?» Von diesem Gedicht über Shakespeares «Sturm» bis zur Marienbader Elegie und über diese hinaus zieht sich eine Kette von Alterswerken, denen allen gemeinsam ist, was Eduard Spranger das «rätselhafte überzeitliche Verhältnis des Greises zur Zeit» nannte: «Einfachen Naturen wird die Vergangenheit zur Gegenwart: die ferne Jugend rückt greifbar nah; stärkere suchen den Bezug zur Gegenwart festzuhalten, oft krampfhaft; die stärksten bohren sich noch mit dem Auge der Hoffnung und dem Blick der Weissagung in die Zukunft ein. Goethe, als Erdgebundener, hat in allen drei Dimensionen dem Leben nahe zu bleiben gestrebt.»

Dem Leben nahe bleiben, ohne ihm mehr verfallen zu sein, die Welt lieben, ohne sie mehr zu begehren, das ist, was die Möglichkeiten der Altersgüte und der Altersgeistigkeit schafft; das sind die Züge der Alters-Gestalt. Beides ist Zeichen der Alterswerke der Künstler und gilt über die Künstler hinaus für den alten Menschen überhaupt: Welt-Abrückung, die bis zu den schwierigsten Abstraktionen reichen kann, und auf der andern Seite die behutsamste Hand für das Einzelne und Dinglich-Seiende, dem man keine Gewalt mehr antun kann und antun will. Es gibt bei alten Künstlern eine Weise, die Welt im Werk zu grüßen, welche Gebärde des Abschieds, aber auch der trauerlosen Dankbarkeit ist. Ein Gruß, der freilich nicht mehr völlig der Welt gilt, der er erwiesen wird.

Neigung zu solch symbolischem Weltbezug, Zeit-Entlassenheit, Zusammenschau und Nach-innen-Wendung, sie mögen zusammengenommen zu der «*Erleuchtung des Selbst*» beitragen, die nach Carl Gustav Jung die eigentliche innere Aufgabe des Alters ist. Wer sie als solche zu erkennen sich sträubt, dem wird das Alter immer nur widerwillig-verdrießliche Feststellung des eignen Nachlassens bescheren. Wer sie annimmt, dem werden Ziele und Richtungen sich entwölken, von denen der betriebsam-leistungsverschworene Mensch der Lebensmitte sich nichts träumen läßt.

Niemand von uns weiß im voraus, wie er sich ins eigne Alter fügen wird. Ob er es wirklich als Lebens-Abend, als das große Ausatmen und Entlassenwerden nach der Mühe und Arbeit erleben darf, der Welt und der Seele, dem Augenblick und der Ewigkeit zugewendet. In Goethes Todesanzeige hieß es — und das ist das Größte und Schönste, was sich ein alter Mensch als Urteil wünschen darf —, er sei gestorben «geisteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauche».

KARL SCHMID

Emil Nolde — *Abend am Langensee, Aquarell, 1948*

EMIL NOLDE. *Wer diesem achtzigjährigen Bauernsohn aus Schleswig-Holstein nahekommen will, der beginne mit seiner Graphik und seinen Aquarellen. Schon in diesem Bereiche muß sich das Auge, vielfach geschult an den Impressionisten, vor allem an den französischen, umschalten. Denn schon hier tritt das Farbige mit aller Macht hervor. Es ist nicht übertrieben zu sagen: Nolde malt Graphik. Seine Radierungen, Lithos und Holzschnitte, alle sind sie farbig geschaut, alle aus dem Innern geboren. Der Gegenstand ist fast gleichgültig. Die Vision ist alles. Aber immer verwendet er das Material in seiner Eigenart und Fülle. Ein Holzschnitt bleibt immer ein Holzschnitt. Wagt man sich an seine Oelbilder heran — es mögen deren tausend sein —, so verlangt das Auge eine Umstellung. Mehr noch als bei van Gogh gründen alle Tafeln im Malerischen. Nicht in der Linie, in der Farbe und im Licht drückt der Maler das Wesen der Dinge aus. Die Farbe charakterisiert den dargestellten Menschen, den guten, den schlechten, den traurigen, leidenden, heiteren, ekstatischen, klugen und blöden. Darum fällt es den meisten traditionsgebundenen Menschen so schwer, zum Beispiel seine gewaltigen, auf biblische Eindrücke gebauten Bilder zu erfassen. Sie waren es denn auch zum größten Teil, die ihn in den Kreis der «entarteten Kunst» hineinwarfen und mit strengem Malverbot belegten. Der Künstler feierte seinen 81. Geburtstag in der Schweiz.* *H. F.*

Photo Hans Tschirren

Wilhelm Gimmi *Porträt James Joyce* *Eigentum des Bundes*

Letzte Begegnung mit Joyce

VON HEINRICH STRAUMANN

Kurz vor Weihnachten des Jahres 1940 teilte mir in der Universität eine Studentin mit, daß im selben Hause, wo sie wohne, nämlich in der (seither abgebrochenen) Pension «Delphin» an der Mühlebachstraße, der Dichter James Joyce mit seiner Ehegattin, seinem Sohn und seinem Enkel eingezogen sei. In der Isolierung, in der unser Land sich damals befand, haftete dieser Nachricht etwas nahezu Unwirkliches an. Was damals in Westeuropa, besonders im noch unbesetzten Teil Frankreichs, schon flüchten konnte oder wollte, floh noch weiter westlich, aber nicht zurück in ein Land, das notgedrungen die härtesten Schranken gegen außen aufrichtete und täglich mit dem Angriff aus dem Norden rechnete.

Ich schrieb dem Dichter einige Worte und erhielt kurz darauf den telephonischen Bescheid, daß er meinen Besuch erwarte. Einige Tage später — es war zwischen Weihnachten und Neujahr — befand ich mich in einem kleinen, freundlichen, aber unpersönlichen, im Charakter zwischen Stube und Salon eingerichteten Gemach und wußte, daß ich in einigen Augenblicken den Mann sehen und sprechen sollte, der das ganze Gesicht der englischen Erzählungskunst des zwanzigsten Jahrhunderts verändert hatte.

Es war ganz still in dem Raum und im ganzen Haus, draußen lag unter einem bedeckten Himmel der Schnee auf den Zweigen des Gartens; der Vormittag schien aus einer Art Schläfrigkeit heraus den Atem anzuhalten. Dann hörte ich im Flur den zögernden Schritt eines Menschen, der gewohnt ist, sich vorsichtig vorwärtszubewegen, vernahm an der Türe das Geräusch, das entsteht, wenn jemand mit der Hand die Klinke suchen muß, und erhob mich in dem Augenblicke, da sich die Tür langsam öffnete und den Blick auf eine Gestalt freigab, die unmittelbar nach dem Eintreten sich zuerst umwandte, um die Türe nicht, wie es sonst geschieht, «hinter sich», sondern ihr ganz zugekehrt, mit Behutsamkeit und Ueberlegung zu schließen.

Das ist nun James Joyce, sagte ich mir, noch bevor ich sein Antlitz richtig gesehen hatte. Das ist James Joyce, und er trägt einen grauen, gutsitzenden Anzug, ein hellfarbenes Hemd mit einem etwas dunkleren Strich, den man in der Manschette eher noch als im Kragen bemerken kann. Er ist schlank, aber nicht hager, sondern von biegsamer, geschmeidiger, ja fast jugendlicher Gestalt, ganz aufrecht, so daß er übermittelgroß wirkt und zudem von einer ruhigen Eleganz ist. Und dann drehte sich der Ire mir zu, streckte mir eine schmale Hand entgegen und sagte auf englisch: «Sie sind der Nachfolger Bernhard Fehrs.» Es hatte dabei zuerst den Anschein, als ob er um ein ganz weniges an mir vorbeisehe; seine auffallend starken, übrigens ungleichen Gläser ließen das eine Auge eine Spur größer als das andere erscheinen und dominierten sein längliches Gesicht, in welchem die Nase kräftig und gerade, aber nicht auffallend hervorsprang. Den ganz kurz geschnittenen, rötlich-grauen Schnurrbart bemerkte man erst, wenn man die an sich etwas dunkleren, aber schon stark mit Grau durchsetzten Haare wahrgenommen hatte, die über einer sehr hohen, leicht durchfurchten und eindrucksvollen Stirn glatt nach hinten gekämmt waren. Die Falten, die von der Nasenwurzel zu den Mundwinkeln liefen, verliehen dem Gesicht das Alter, das es haben mußte, aber auch eine eigentümliche Beweglichkeit des Ausdrucks, der oft und gern ins Freundlich-Ironische, aber auch etwa ins Sorgenvolle und Müde spielte. Die Stimme des Dichters war mir von jener einzigartigen Stelle aus «Anna Livia Plurabelle» her bekannt, die mit den Worten «Well, you know or don't you kennet or haven't I told you every telling has a taling and that's the he and the she of it» beginnt und die Joyce auf eine Platte gesprochen hatte. Die dort so reizvoll und spielerisch gehandhabte irische Intonation erschien nun in Wirklichkeit sanft abgedämpft, aber immer noch mit einem ganz leichten Singen und jenem mit der Zungenspitze als Pralltriller geformten «r», das dem Engländer sonst in der Stellung vor einem Mitlaut fremd ist.

Joyce lud mich zum Sitzen ein, ging leicht über meine Fragen über die Schwierigkeiten der Reise, der Zustände in Frankreich und des Grenzübertrittes hinweg und sprach von Zürich mit einem Ausdruck von Dankbarkeit als dem Ort, in dem man sich in solchen Zeiten aufhalten könne. Nach kürzester Zeit waren wir beim Thema der Oper angelangt, und ich erinnerte mich, daß Fehr schon gesagt hatte, er habe mit Joyce nie über Literatur, dafür aber um so häufiger über Musik gesprochen. Auch jetzt wurde Joyce sofort lebhaft, als er ein Echo auf seine Aeußerungen verspürte. Wir sprachen von den Klangfarben der Instrumente und ihren Wirkungen, besonders von der weichen Oboe, aber Joyce stellte auf die menschliche, insbesondere die männliche Singstimme als dem ausdrucksfähigsten und edelsten Instrument ab. Es wurde bald ersichtlich, daß er, ohne die Fachausdrücke als solche zu nennen, zum Belcanto und der Kantilene, das heißt den lyrischen Elementen des Gesanges, ein besonders unmittelbares Verhältnis hatte. So konnte es nicht verwundern, daß er einem Meister wie Schoeck sehr zugetan war, während die harmonisch weniger durchsichtigen, d. h. mehr mit rhythmischen und komplizierteren kontrapunktischen Elementen arbeitenden moderneren Komponisten, wie Honegger oder Strawinsky, ihm weniger zu sagen schienen. Joyce bemerkte, daß er in der Zwischenkriegszeit wiederholt von Paris nach Zürich gereist sei, um Kompositionen von Schoeck zu hören, und er freute sich auf die Gelegenheit, sich diesem Genuß nun noch häufiger hingeben zu können. Von den Namen ausführender Musiker und Sänger wandte sich das Gespräch vorübergehend einigen Leuten zu, die uns beiden persönlich bekannt waren, wobei Joyce feststellte, daß ihn die jüdische Intelligenz immer besonders interessiert habe, aber auch sofort beifügte, daß er an sich nicht gesonnen sei, den Kreis seiner Bekannten und Freunde zu erweitern. Immerhin ging er freundlicherweise sofort auf meine Einladung ein, nach Neujahr zu einem Abendessen in kleinstem Kreise zu erscheinen. Auf meine

◂ *Der Maler Wilhelm Gimmi hat jahrelang in Paris gelebt. Dort kam ihm eines Tages ein Aufsatz Valéry Larbauds über James Joyce unter die Augen — und der Maler wurde zu einem begeisterten Leser des Dichters. Als er ihn dann zwischen den beiden Weltkriegen einige Male bei Freunden und im Café sah, da ließ ihn die tragische Gestalt des Halberblindeten, der, sich selber unbeirrbar treu, für die vielspältige und zerrissene moderne Seele einen aufrüttelnden, weit nachwirkenden Ausdruck gefunden hatte, nicht mehr los. In den Jahren 1940 bis 1947 suchte Gimmi, unablässig ringend, das Bild, wie es in seiner Erinnerung lebte, unterstützt von rasch nach den Pariser Begegnungen entworfenen Skizzen, auf die Leinwand zu bringen. Dreimal hat er den Dichter gemalt. Joyce hat nie etwas von der heimlichen Bemühung eines Schweizer Malers um seine Gestalt erfahren. Wir zeigen eine Fassung aus dem Besitz der Eidgenossenschaft.*

Frage, ob er an einem neuen Werk arbeite, antwortete er mit einem kurzen Nein, fragte dann aber, ob ich das Exemplar von «Finnegans Wake» erhalten habe, das er durch den Verlag dem derzeitigen Dozenten für englische Literatur in Zürich habe zuschicken lassen. Ich konnte dies bejahen und nahm mir vor, bei der nächsten Gelegenheit mit aller Vorsicht den Dichter zu einigen Aeußerungen über dieses schwierige Werk zu veranlassen.

Joyce hatte das Gespräch mit einer gewissen legeren Sachlichkeit geführt, wie jemand, der zu allen Dingen ein geklärtes Verhältnis hat, aber sich über deren Stellung zueinander noch gerne neue Gedanken macht, fast eher wie ein Philosoph denn ein Künstler. Er saß bequem in der Ecke eines Sofas, das Bein übergeschlagen, und brauchte nur selten als unauffällige Geste eine mit der fast flachen Rechten ausgeführte kurze abrundende Bewegung. —

Am Abend eines der ersten Januartage des Jahres 1941 holte ich James Joyce in seiner Wohnung zum Abendessen ab. Die kurze Wegstrecke durch die Mühlebach- und Stadelhoferstraße zu einem bekannten Speiserestaurant am Bellevueplatz legten wir zu Fuß zurück. Joyce stellte einige Fragen über die Möglichkeiten der Beschäftigung von Ausländern in der Schweiz während der Kriegszeit, insbesondere im Hinblick auf die Stellung seines Sohnes, der sich im Laufe des Abends noch bei uns einfinden sollte. Nach Verabredung trafen wir uns im Restaurant mit Ernst Howald. Joyce bestellte Wiener Rostbraten, dem er mit einer Art resignierten Appetits zusprach wie jemand, der eine sorgfältig zubereitete Mahlzeit zu schätzen weiß, aber sich ihrer nicht ganz zu freuen vermag. Er trank einen jener herben, trockenen weißen Westschweizer Weine, die er nach seiner eigenen Aussage schon immer bevorzugt hatte. Wir unterhielten uns in deutscher Sprache, die der Dichter mit einer selbstverständlichen Leichtigkeit, die ihn nur selten nach einem Wort suchen ließ, zu beherrschen schien.

Die Rede kam auf Dublin. Joyce äußerte sich über seine tiefe Verbundenheit mit seiner Heimatstadt, die er nun schon so lange nicht mehr gesehen hatte und auch nicht hatte sehen wollen, aber die für ihn den Grundstoff für alle seine künstlerische Arbeit geliefert hatte. «Wissen Sie, ich trage diese Stadt ja immer mit mir herum», sagte er und erwähnte, wie sogar der Klang ihres Namens für ihn in allen möglichen Bezügen aufgetaucht sei, habe doch etwa der erste deutsche Nachahmer seiner Technik Alfred Döblin geheißen. Auf meine Frage, ob eine Kenntnis der lokalen Verhältnisse von Dublin die Lektüre von «Finnegans Wake» erleichtern würde, antwortete er entschieden verneinend. Man solle sich überhaupt nicht zu sehr um die Anspielungen auf Ortsnamen, geschichtliche Ereignisse, literarische Begebenheiten und Persönlichkeiten kümmern, sondern das sprachliche Phänomen als solches auf sich wirken lassen. Wenn für die Lektüre des Werkes überhaupt eine Voraussetzung zu suchen wäre, dann am ehesten in der Kenntnis des Philosophen Giambattista Vico, dem er reichste Anregung verdanke. Es war offensichtlich, daß Joyce in Vico vor allem das Enzyklopädische seines Systems schätzte. Aber auch Vicos Betonung des Gesellschaftlichen aller Kulturleistung sowie seine Erfassung der sprachlichen Basis als Voraussetzung dazu schienen dem Dichter starken Eindruck gemacht zu haben.

Joyce behielt seine Zurückhaltung, als von zeitgenössischer Literatur gesprochen wurde. Seiner Begegnung mit Marcel Proust etwa, die schon damals Anekdote geworden war, maß er keine Bedeutung bei. Er schien es — übrigens mit vollem Recht — für verkehrt zu halten, wenn man ihn, wie es sonst häufig geschah, mit dem Franzosen verglich.

Auch diesmal hatte Joyce das Gespräch mit der freundlichen Abgeklärtheit des Philosophen geführt, der Wirkungen eher feststellt als bewertet und nur etwa aus der Situation des Augenblicks heraus eine Bemerkung mit gelassener Ironie einflicht. Wiederum war von der europäischen Situation nicht die Rede gewesen. Gegen elf Uhr brachen wir auf. Der Sohn Giorgio begleitete den Vater nach Hause. Wir trennten uns in der Voraussicht, bald wieder zusammenzukommen. Aber schon nach einigen Tagen vernahm man, daß der Dichter ernstlich erkrankt sei und man ihn nicht besuchen könne. Am Morgen des 13. Januar 1941 kam die Kunde von seinem Tode.

Zu James Joyces «Finnegans Wake»

VON EUDO C. MASON

Die dichterische Entwicklung Joyces ist eine Entwicklung von der größten Einfachheit, Klarheit und Anschaulichkeit zum immer Komplizierteren, Rätselhafteren, Verwirrenderen und Unfaßbareren. Anfangs bot er in den Dubliner Geschichten völlig realistische, mit photographischer Genauigkeit wiedergegebene kleine Episoden aus dem Alltagsleben der irischen Hauptstadt. Er schien der konsequenteste, hintergrundloseste Naturalist zu sein. Es war zunächst kaum zu merken, wie von diesen meist banalen und beschränkten armen Teufeln der Neuzeit in ihrer bedrückend sachlich dargestellten, engen und prosaischen Umwelt ein hauchartiges Etwas sich ablösen wollte, ein gespensterhaftes, das sich nicht nur im Raum, sondern auch in der Zeit freier bewegen konnte, das in einer flüchtigeren, wandelbareren Welt als in derjenigen unserer Materie beheimatet zu sein schien. Aber mit jedem neuen Werk nahm dieses sich von der engen Wirklichkeit ablösende gespensterhafte Etwas immer mehr überhand, wobei es sich zu wolkenhaft unbeständigen Gestalten zusammenzog, die unvermittelt auftauchen und wieder verschwinden, sich verwandeln, sich vervielfältigen und ineinander übergehen konnten und die bald die berühmtesten Namen aus Sage, Geschichte und Dichtung aller Zeiten und aller Länder, bald auch völlig unbekannte, erfundene Namen trugen. Diese gespensterhafte Welt machte aber nicht den Eindruck einer «höheren», «besseren» oder «schöneren» Welt, auch nicht den einer eigentlich jenseitigen. Sie schien zwar die Seelenwanderung vorauszusetzen — jedoch mehr als unverbindliche Hypothese, über die man sich ohne Hemmung lustig machen darf. Sie war eine freiere Welt in Hinsicht auf Beweglichkeit, auf Zeit, Raum und Identität; aber das, was in ihr frei geworden war, unterschied sich nicht von der engen Wirklichkeit mit ihren gelegentlichen verklärten Augenblicken und ihrem Grundton von Gemeinheit, Niederträchtigkeit, Eitelkeit und Langeweile. Es war schwer auszumachen, ob sie von dieser unansehnlichen Wirklichkeit ganz abhängig war oder nur in einer Wechselbeziehung zu ihr stand; jedenfalls beruhte sie nicht ganz auf sich selber; sie schien auch nicht von irgendeiner höheren Macht abzuhängen oder zu zeugen. Sie war gewiß kein Himmel, und wenn sie eine Hölle war, so doch eine possenhafte, in welcher man sich nicht mehr zu genieren brauchte als auf Erden.

Im «Ulysses» (1914—1921) hielten sich die moderne Dubliner Wirklichkeit und die freiere Phantasiewelt gegenseitig noch genau in Schach. In «Finnegans Wake» (1922—1939) dagegen nahm die Phantasiewelt die ungeheuersten Ausmaße an und schien alle festen Umrisse der bedingten, an Raum und Zeit gebundenen Wirklichkeit aufgehoben und weggeschwemmt zu haben. Es erweist sich aber bei genauerem Zusehen, daß auch dieser uferlosen Vision ein bestimmtes und begrenztes Stück Wirklichkeit zugrunde liegt, von welchem sie abhängt oder zu welchem sie in Wechselbeziehung steht, und zwar genau ein solches Stück Wirklichkeit, wie sie in allen früheren Prosawerken Joyces zur Darstellung gelangt.

Fortsetzung Seite 135

BART UND KAPUZE

VON MARGUERITE JANSON

«Gschau da, da!» riefen die Werrenkinder einander zu, als das Vieruhrbähnchen in die kleine Station einfuhr und an einem der Fenster ein Mädchenkopf mit langen, über einen Schafspelz sich ergießenden Locken sichtbar wurde. «Gschau da, si chunnt!» Sie scharrten vor Erregung und wühlten mit ihren Holzschuhen im mehligen Schnee, und durch die um ihre Handgelenke geschlungene Schnur teilte sich diese Erregung den kleinen Rodelschlitten mit, daß sie mit ihren Ziegenglöcklein zu bimmeln begannen; sie hoben sogar ihre frostroten Hände aus den Taschen, um dem Werrenfritz, ihrem Vater, den Weg zum einzigen Zweitklaßwagen zu weisen. «Dort sind sie, sie kommen wirklich!» schrien sie aus Leibeskräften, obwohl der Zug jetzt keinen Lärm mehr machte. Dann aber kehrten sie sich plötzlich um und stapften dorfwärts davon, die hüpfenden Schlitten hinter sich her ziehend. Sie hatten allzu lange keine Städter gesehen, um noch zu wissen, wie anders als in scheuen Vorstößen hinter der Scheune hervor man sich ihnen nähert. Daß Valérie, die sie nur mit nackten braunen Gliedern kannten, einen Pelz tragen würde, hatten sie sich in ihren kühnsten Träumen nicht vorgestellt.

Die Aussteigenden indessen, sechs an der Zahl, schienen nicht minder erstaunt als die Werrenkinder über die Wirklichkeit ihres Hierseins. Nachdem sie eins nach dem andern vom Trittbrett getropft, standen sie ein wenig benommen und schwankend von der langen Reise, den unterwegs genossenen, nicht unbedingt vereinbaren Dingen und der Fremdheit der winterlichen Landschaft. Sie schauten sich staunend in diese hinein, wobei die Kinder, ihrer Natur entsprechend, mehr am Nahen sich ergötzten — den riesigen Schneewällen zu beiden Seiten der Straße, dem überzuckerten Staketenzaun, dem weißen Turban des Bären über der Gasthoftür —, während der Eltern Augen den makellos blauweißen Horizont nach Erkennungszeichen absuchten. «Dort ist der Abendberg», stellte die Mutter aufatmend fest, des Berges unterste Tannen an ihrer sonderbaren Anordnung erkennend. Und allsogleich wandten sie sich alle beruhigt von der Landschaft weg zu Vater Werren, dessen Gesicht vor Freude — über das Wiedersehen oder den zusätzlichen Verdienst, sei dahingestellt — auseinandergefallen schien in seine einzelnen Bestandteile, von denen jeder auf seine besondere Art und mit andern Runzeln lachte. Es war gut, seine Hand zu drücken. Ob die Frieda schon gekommen sei und Feuer gemacht habe? Ob wohl, wenn man die beiden Buben auf den Bock setze, in dem Schlitten für alle Platz sei? Ob Herr Werren so gut sein wolle, später nochmals hinunterzufahren, um das übrige Gepäck zu holen?

Denn es war noch nicht die Zeit der leichten Weekendköfferchen, der allsonntäglich geschulterten Skier und der Hotelbars. Um Weihnachten im Bergdorf zu feiern, war die Familie Mercanton ausgezogen wie ein Volksstamm, der mit seinen Schätzen, mit seinen Heiligtümern und Standarten in die Verbannung zieht. Aus welcher Gemeinschaftslaune die Reise auch immer beschlossen worden war, dort unten in der nebelversunkenen Stadt, in dem wohlgeheizten Haus mit den vielen großen Stuben, man war mit Methode und Genauigkeit an ihre Verwirklichung gegangen. Koffer mit Geschenkpaketen, Wolldecken, Wärmeflaschen und Festgerichten waren im Gepäckwagen mitgefahren; denn die Sommerwohnung war nicht für winterliche Besuche, vollends nicht für festliche, gedacht. «O je!» rief die Großmutter, als sie schon fahrtbereit unter den Decken des Pferdeschlittens saßen. «Meine Schachtel! Ich habe meine Schachtel auf dem Bahnsteig stehenlassen. Si c'était un effet de votre complaisance, Herr Werren...» Werrenfritz kraute sich nachdenklich den Kopf unter der Pelz-

mütze angesichts des umfangreichen Kartons, der da verlassen und vergessen unter dem Vordach des Stationsgebäudes stand. Versuchsweise schob er zwei Finger unter die Schnur, und die Schachtel erwies sich als so federleicht, daß es nur des kleinsten bedurfte, sie zu heben und der alten Dame auf den Schoß zu stellen.

«Danke», kam deren Stimme hinter dem Monstrum hervor. «Es ist nämlich der Baumschmuck.»

Und dann begann die Fahrt durch eine unfaßbar veränderte, wesen- und farblos gewordene Welt, welche nichts mehr gemein hatte mit den mannigfachen Erinnerungen, die man von ihr im Herzen trug. Man kannte sie grün-golden unterm Sommerhimmel und grau verschwommen hinter Regenschleiern, man wußte um ihr Wachsen und Wuchten unterm Föhn, um ihr sanftes Entgleiten an ersten Nebeltagen. Man hatte sie rauschend von Gräserwehen, Kuhgeläute und Bachgeriesel mit sich herumgetragen all die Jahre und fand sich nicht gleich zurecht mit ihrem winterlichen Abgewendet- und Verwischtsein, mit dem Kontrast der eisigen Totenstarre schattenhalb und dem grandiosen Feuerwerk, das die untergehende Sonne auf ihre obern Hänge zauberte. Das Singen der Schlittenkufen über dem harten Schnee und die würzige Luft machten einen zugleich trunken und schläfrig. Ueber dem Jauchzen der beiden Buben auf dem Bock hob wohl da und dort einer, der gerade vor seinem Häuschen den Schnee schaufelte, erkennend erst den Kopf und dann die Mütze. Das waren doch die Sommergäste mit dem welschen Namen, die Verwandten des Doktors, die aus dem Chalet Edelweiß. Was wollten die um die Weihnachtszeit hier oben?

Auf dem Rücksitz neben ihrem Vater saß Valérie, die Lockenköpfige und Schafbepelzte, die Siebenjährige. Sie hatte bräunliche Wangen und unter langen Wimpern den unergründlichen Blick der Werdenden, der stets in Wandlung Begriffenen. Sie wußte nichts von der Welt und war doch wissender als alle andern kraft ihres weltformenden Glaubens und all der Möglichkeiten, die noch unentdeckt und somit unverdorben in ihr schlummerten. Ihr gehörten diese Tage, da die Großen sich bemühten, unter brennenden Kerzen ihre Kindlichkeit wiederzufinden und hinknieten, sich bei ihr Erinnerung zu holen. Sie ahnte dunkel, daß ihrer Reinheit das doppelte Gewicht zukam, und fand sich in die zeitbedingte Wichtigkeit mit der natürlichen, jedem kleinen Kinde innewohnenden Hoheit.

«Du frierst doch nicht?» fragte der Vater, sich über die rote Mütze der Kleinen beugend, um unter hochschnellenden Wimpern einen ihrer goldbraunen Blicke zu erhaschen. Auch der Mutter Augen hingen mit lächelnder, gleichsam selbstironischer Zärtlichkeit an den noch unfertigen, aber schon ebenmäßigen Zügen ihrer Jüngsten. Diese Mutter, Ninon mit Namen, war eine schöne und lebhafte junge Frau voll kindlicher Sinnlichkeit, welche durch bloßes Anfassen oder Anrufen den Dingen ihre ureigenste Bestimmung und Fülle zu verleihen vermochte. Sagte sie «Tomate», so sah man allsogleich die saftgeschwellte, zinnoberne Frucht greifbar vor sich, ja, man glaubte, ihr säuerliches Aroma auf der Zunge zu spüren. Das Wort «Schafskeule» nahm in ihrem Mund eine knusprige, vom weißen Auge der Knoblauchzehe erhellte Kruste an. «Wer jemals nachts um drei die Haut von Valéries Unterarm gestreichelt hat, der weiß, was ein schönes Stöffchen ist», konnte sie etwa lachend sagen. Um zwanzig Jahre jünger als ihr Gatte, der Importeur Jules Mercanton, schien sie nicht nur ihrer jugendlichen Frische, sondern auch ihrer ganzen Wesensart nach ins Lager der Kinder zu gehören und überließ willig jedes hausfrauliche und erzieherische Verfügen ihrer Mutter, einer noch rüstigen Sechzigerin, welche eben, der kleinen Valérie völlig unsichtbar, hinter der Schachtel mit dem Christbaumschmuck wie eine Königin thronte.

So fuhren sie durch das verschneite Bergdorf, an Kirche, Spezereiladen und Gasthof vorbei, umgingen in einer großen Kehre einen länglich runden Hügel, an dessen hinterem, dem Tal zugekehrten und jetzt im Zwielicht blauweiß schimmernden Hang drei Häuser standen, und hielten vor einem schmucklosen Bau, welcher unten die Werrensche Wohnung samt Schreinerei, oben die von Mercantons gemieteten und bisher nur im Sommer benutzten Räume enthielt. Es war das einfachste von den drei Häusern. Auf der gleichen Höhe, in einigen fünfzig Metern Entfernung, hatte sich eine Engländerin namens Mrs. Greenwood ein rein englisch sein sollendes Refugium erbaut, dem aber der Architekt aus Schalk oder Unkenntnis des englischen Landhausstils einen lustigen Stich ins Tirolische gegeben hatte. Den Hügel krönte ein komfortabler Chaletbau, welcher vom Distriktsarzt und Bruder der jungen Frau Mercanton bewohnt war. Von ihm hatte der diesseitige Hang den Namen Doktorshubel erhalten. Er war von einem sorgsam geschaufelten Weg gegürtet, und schmalere Rinnen führten von einem Haus zum andern durch den hohen Schnee. In langen Sätzen sprang vom obern Hause her ein Mann den Berg hinunter, mit fliegenden Mantelenden und barhäuptig.

«Onkel Richard!» schrien die Kinder und winkten ihm, bis zu den Knien im Schnee stehend, mit ihren Mützen zu, lange bevor sie hart neben sich die Gestalt der Tante Mette erblickten, welche sich rechtzeitig zum Empfang eingefunden hatte und mit offenen Armen neben dem Gartentor stand, flankiert von der Köchin Frieda und den Werrenkindern. Aber Tante Mette war es gewohnt, ob ihrem Mann übersehen zu werden, und sie griff ohne sichtbare Enttäuschung mit den zum Streicheln bereitgehaltenen Händen nach der Schachtel auf ihrer Schwiegermutter Schoß. «Onkel Richard, wir haben unsere Skier mitgenommen!» riefen die Buben und machten sich daran, ihre primitiven, mit groben Bindungen versehenen Brettchen unter dem Schlittenverdeck hervorzuholen, um sie gleich an ihre Sonntagsschuhe zu schnallen.

Richard Merz, ein erstaunlich wenig nach Landarzt aussehender Mann Anfang Vierzig, hoch und schlank gewachsen, mit glänzend schwarzem Haar und überaus sensiblen Gesichtszügen, war indessen vollends herangekommen und hielt die kleine Valérie an sich gepreßt, während er über ihren Kopf hinweg Küsse und Händedruck tauschte. Das Kind hatte die Arme so leidenschaftlich um seine Hüfte geschlungen, daß es ihn einige Mühe kostete, die in das rauhe Tuch seines Mantels verkrallten Fäustchen zu lösen und eines davon in seiner Rechten einzuschließen, auf daß sie so gesittet, wie es sich für Onkel und Nichte geziemt, hinter den andern ins Haus treten könnten. Als dann aber die Patschhand nachgiebig in der seinen lag, übermannte ihn das Glück, das in dieser schönsten aller Berührungen liegt, und er drückte so heftig zu, daß Valérie verständnisvoll lächelnd zu ihm aufblickte.

Von allen Anwesenden gingen diese beiden allein mit leeren Händen und ohne sich um etwas anderes als ihre Wiedersehensfreude zu kümmern die Treppe hinauf, und das war bezeichnend für ihre Position innerhalb der Familie. Sie waren um irgendeiner gemeinsamen Eigenart willen privilegiert und bevorzugt; aber man zählte nicht auf sie.

Die Treppe führte an der Außenseite des Hauses empor in eine leere und ungastliche Veranda, wo Tante Mette die Schachtel in eine Ecke stellte und, sich umwendend, zu den nacheinander auftauchenden Köpfen sprach: «Christbaumschmuck mitzunehmen war wirklich überflüssig; denn ich nehme an und es war auch so vorgesehen, daß ihr hier unten nur schlafen und sonst bei uns oben wohnen werdet. Wo könnte man auch hier einen Weihnachtsbaum aufstellen, da die beiden Veranden unbenutzbar sind, die Schlafkammern nicht zu heizen und die Küche weder kom-

fortabel noch festlich?» Das Wort «komfortabel» war das oberste in Tante Mettes Vokabular, und es war in der Tat unmöglich, für ihre Person, ihr Haus und alles, was es enthielt, einzeln und in seiner Gesamtheit genommen, eine andere Bezeichnung zu finden, ja, wenn man es genau betrachtete, so war auch die Beziehung zu ihrem Mann nicht mehr und nicht weniger als eben komfortabel. Sie sprach noch von mangelnder Tischwäsche und ungeeignetem Geschirr, als die andern schon längst sich an der zur Küche führenden Tür befanden, wortlos staunend über die Traulichkeit, die eine so einfache Seele, wie die alte Frieda es war, in eine unkomfortable Bauernküche zu zaubern vermocht.

Die Küche dehnte sich über die ganze Breite des Hauses, sie hatte vier Fenster, einen blankgescheuerten Fußboden und an der Decke große, rauchgeschwärzte Querbalken. An den weißgestrichenen Wänden hingen Kränze von Zwiebeln und riesige Kupferpfannen, in denen überall aufgestellte und angezündete Kerzen ihre Lichter spiegelten. Auf dem Holzherd unter dem breit auslaufenden Kamin dampften die Töpfe, der lange, ein wenig gegen die Fensterfront gerückte Tisch war mit einem gewürfelten Tuch bedeckt, auf welchem blaues Bauerngeschirr und grobgeflochtene Körbe mit dunklem Brot standen. Es duftete nach Kaffee und gebratenem Speck. Die blumenbemalte Standuhr tickte so laut und gemessen, als hätte Werrenfritz selber sie gebaut und ihr seinen Lebensrhythmus übertragen.

Andächtig fast betraten sie den so liebevoll zurechtgemachten Raum, und während Frau Ninon in ihrer impulsiven Art der alten Frieda vor Freude um den Hals fiel, sagte die Großmutter mit Nachdruck, auf eine leere Ecke der Küche deutend: «Dort wird der Weihnachtsbaum stehen.»

Anderntags brachte Werrenfritz den Baum und stellte ihn ungeheißen in jene von Großmutter bestimmte Ecke, und er stand dort so formschön und vollendet in sich, daß Frau Ninons Vorschlag, ihn nicht durch Anhängen von Flitterzeug zu beleidigen, sondern nur mit Kerzen, rotbackigen Aepfeln und bäurischen Lebkuchen zu schmücken, von allen gutgeheißen wurde. Es lebte sich übrigens so gut in dieser Küche, daß außer den Kindern, welche sich draußen oder in der Schreinerei herumtrieben, kaum einer sie seit dem Erwachen verlassen hatte, daß man das Frühstück bis zum Mittagessen und dieses über die Kaffeestunde bis weit in den Nachmittag ausgedehnt und auf handfesten Stühlen sitzend sich untereinander und mit der Frieda, mit Werrenfritz und jedem sonst noch Daherkommenden aufs beste unterhalten hatte. Erst gegen Abend hatte man Mettes Drängen nachgegeben und sich, in Mäntel, Pelze und Schals sorglich eingehüllt, zum Doktorhause auf den Weg gemacht.

Unterwegs begegnete ihnen Mrs. Greenwood, welche, mit einem kurzen Rock und derben Schuhen angetan und begleitet von ihren Hunden, vom Wald her kommend auf das Werrensche Haus zuschritt. Sie war gegen Fünfzig, hatte die Haut eines Freiluftmenschen und die Herzlichkeit ihrer Rasse. Es sei entzückend, meinte sie, daß man sich nun auch einmal im Winter sehe, und sie sei eben auf dem Weg zu Mercantons gewesen, sie zu begrüßen, ihnen jegliche Dienstleistung anzubieten und die ganze Gesellschaft für den Weihnachtstag zum Tee einzuladen. Sie sei dies Jahr ganz allein, da ihre Tochter in der Familie ihres Mannes die Festtage verbringe.

«Wie geht es Phyllis?» fragte Frau Ninon.

Oh, es gehe ihr ganz gut; aber sie sei der Entbindung zu nahe, um eine Reise in die Berge unternehmen zu dürfen. Jeden Tag könne die freudige Nachricht eintreffen; und sie selber sei vor Erwartung so zappelig, daß sie nichts tun könne, als immerzu mit ihren Hunden herumlaufen. Ob sie also die lieben Nachbarn für übermorgen zum Tee erwarten dürfe? Man sagte zu, verabschiedete sich und stapfte weiter bergan, voraus Tante Mette mit dem

Vater, die Großmutter in Ninons Arm eingehängt hinterher. Es war noch mehr Schnee gefallen in der Nacht, jetzt aber schien die Sonne darauf, und das goldene Gleißen tat den Augen weh.

«Arme Phyllis», sagte Ninon nach einer Weile schweigenden Gehens.

«Warum?» fragte die alte Dame und sah mit aggressiver Würde über die Pelzstola hinweg auf ihre Tochter.

«Ach, ich weiß nicht», sagte diese. «So jung, und mit diesem trockenen Rechtsanwalt verheiratet, und muß mit der spießigen Sippe dort unten leben. Aber eigentlich wollte ich sagen: armer Richard.»

Frau Merz zog den Arm aus demjenigen Ninons, drehte ihr den Rücken zu und blieb an einer Wegbiegung verschnaufend stehen. «Bitte, verschone mich mit der alten Geschichte», sagte sie ins Tal hinaus. «Die Kleine ist ja nun glücklich verheiratet und Richard wieder vernünftig geworden. Ich danke Gott jeden Tag dafür.» Und mit einem empörten Rundblick, als rufe sie die Berge zu Zeugen an: «Geht dieser dumme Kerl hin und verliebt sich in ein um zwanzig Jahre jüngeres Mädchen!»

Mit einem feinen Lächeln griff Ninon wieder nach dem Arm der Mutter und zog sie mit sich fort. «Ich bin auch um zwanzig Jahre jünger als Jules», sagte sie.

«Aber das ist doch nicht dasselbe!» rief die Großmutter wütend. «Erstens war Jules ledig und du kein englisch erzogenes junges Mädchen, und überhaupt ... Aber glaube nur nicht, daß ich Richard in Schutz nehme. Au contraire, je le blâme. Er ist mit dieser kleinen Phyllis zu weit gegangen.»

Sie gingen eine Weile schweigend auf dem steilen Weg. Dann sagte Ninon leise, denn sie näherten sich der Haustür: «Was heißt zu weit gegangen? Er liebte sie, sie liebte ihn, und Natur und Einsamkeit sind bekanntlich gute Komplizen. Aber Richard ist ein anständiger Mensch.»

«Er ist zu weit gegangen, sage ich dir. Richard geht mit jeder Frau zu weit, auch wenn er sich nur verbeugt und zu ihr sagt: sehr angenehm. Denn nachher sind die Frauen schon hinter ihm her. Weiß der Himmel, woher der Junge diesen Charme hat.»

«Armer Richard», wiederholte Ninon, diesmal lachend.

Eine halbe Stunde später eröffnete die Familie im komfortablen Fumoir des Doktorhauses dem von seiner Sprechstunde kommenden Arzt, daß er am Heiligen Abend für die Kinder den Weihnachtsmann zu spielen habe. Er stellte die Tasse, die er im Stehen von seiner Frau in Empfang genommen, aufs Tablett zurück und machte ein betroffenes Gesicht. Den Weih ... aber warum denn jetzt, da die Zwillinge elf Jahre alt waren und aller Wahrscheinlichkeit nach an solche Dinge längst nicht mehr glaubten, noch den Humbug aufziehen? Er würde doch gleich erkannt werden. Und sich vor Kindern lächerlich zu machen, sei nicht nach seinem Sinn.

«Die Knaben», erklärte Jules Mercanton in dem unbewußt gönnerhaften Ton, den man Dichtern und Träumern gegenüber anzunehmen pflegt, «die Knaben müssen natürlich eingeweiht werden. Es geht uns nur um Valérie, der ja nun, da der Baum im einzigen bewohnbaren Raum steht, eine andere Ueberraschung geboten werden muß. Sie glaubt noch fest an ‚die von der Milchstraße', wie sie das Christkind und den Weihnachtsmann nennt. Ihr ist nichts so wunderbar, als daß es wahr sein könnte. Tu's ihr zulieb.» — Merz nickte ergeben.

«Die Ausstattung habe ich schon», rief seine Frau. «Es liegt alles oben in einem Koffer, noch von meiner Kindheit her: Stiefel, purpurnes Gewand mit Pelzbesatz, Kapuze und Bart. Ich hatte es

aufgehoben für...», und sie schwieg still mit plötzlich eingefallenen Zügen, die Augen starr ins Leere gerichtet.

Die Großmutter zog sie am Gürtel näher zu sich heran, um ihr die Wange zu tätscheln. «Mach dir nichts draus, Mettchen», sagte sie. «Kinder haben ist auch nicht eitel Wonne: qui dit enfant dit tourment», und sie warf einen raschen Blick über der Schwiegertochter Schulter hinweg auf ihren Sohn. Der aber hatte den kleinen Zwischenfall nicht bemerkt. Er dachte, ergriffen von plötzlichem Lampenfieber, an seine morgige Rolle.

Der Heilige Abend kam, und die Erregung unter den Kindern steigerte sich, doch auf eine gedämpfte und würdevollere Art, als es in der Stadt der Fall zu sein pflegte. Was auch die Menschen für Feste ersonnen haben mochten zur Ehre Gottes, es reichte nicht heran an das stumme Zeugnis seiner Größe in der winterlichen Natur. Sie wurden sich dessen dunkel inne während eines langen Spazierganges unter Tannen und durch tiefverschneite Einsamkeiten, in dessen Verlauf sie so viel Ferne und Unberührtheit in sich aufgenommen, daß die Erwartung des Abends nur noch der Bestandteil eines tieferen Glücksgefühles war. Die ersten Sterne blinkten schon über den Gipfeln, als sie nach Hause kamen. Der Vater hatte ihnen Gemsspuren gezeigt; sie hatten mitten im Winter an der Sonne die Mäntel ausziehen dürfen; Vaters Stock als Schreibzeug benutzend, hatten sie mit großen Lettern hinter Mrs. Greenwoods Gartenzaun in den Schnee geschrieben: Fröhliche Weihnacht. Und dann hatten sie die Zeit für gekommen erachtet, auf der steilen Holztreppe ihre Schuhe auszuziehen und leise an die Küchentür zu pochen.

Sie brauchten nicht so geheimnisvoll zu tun, sagte die Großmutter, die Türe über dem immer wieder beglückenden Anblick der Küche öffnend, sondern sie sollten sich brav waschen und kämmen und dann zum Essen kommen. Nachher dürften sie den Baum anzünden helfen. Und ob sie sich das denken könnten — mit einem Augenzwinkern gegen die verständnisinnig lächelnden Buben hin —, der Weihnachtsmann selber werde die Bescherung vornehmen. Ja, er habe sich ankündigen lassen durch Werrenfritz, der ihm im Walde begegnet sei.

Es hingen fortan aller Augen mit Nachdruck auf Valérie. Diese war sehr still, und es war nicht zu ergründen, ob aus Freude oder Furcht; doch wenn sie die Wimpern hob, so leuchteten ihre Augen auf fast erschreckende Weise. Das Essen ging vorüber, und eine weitere Stunde ging damit hin, die Spuren der Speisung aus der Küche zu vertreiben. Beim achten Schlag der alten Standuhr fing, von Valéries zitternder Hand entzündet, das erste Lichtlein am Baum zu brennen an.

Sie sangen, zum erstenmal ohne instrumentale Begleitung, aus unabgestimmten Kehlen das Weihnachtslied. Die Nacht war in der Tat so still und heilig, wie man noch keine erlebt, und es war alles anders und ergreifender als sonst, nicht zuletzt deshalb, weil man durch keine Pakete unter dem Baum von seiner schlichten Schönheit abgelenkt wurde. Es war aber eine schwelende Unruhe da, die nur dem angekündeten Besuche galt und sich in den Köpfen der Anwesenden je nach ihrer Wesensart als Neugier, Bedenken, Furcht oder Ungeduld äußerte. Warum er so lange nicht kam?

Ein hartes Pochen an der Türe ließ Valérie aufschreiend in Vaters Arme flüchten. Aber es war Frau Greenwood, welche in glückseliger Aufregung sich verabschieden kam, da sie die Nachricht von der Geburt eines Enkels erhalten und nun mit Sack und Pack aufbreche, um noch den Nachtzug zu erreichen. Sie heimste Küsse, Gratulation und eine Freudenträne aus Großmutters Auge ein, rief an die zehnmal: «Merry Christmas!» und entfernte sich laufend, bis zur Veranda begleitet von Jules Mercanton und seinen Kindern. Man hörte sie drunten mit jemandem sprechen, und bald darauf tönte das sich entfernende Gebimmel von Werrens Pferdeschlitten herauf.

«Gehen wir hinein», sagte der Vater.

«Oh, laß uns hierbleiben und auf den Weihnachtsmann warten!» riefen die Kinder, und da die Weihnachtslieder alle gesungen und die Verslein aufgesagt, die Kerzen heruntergebrannt waren und von der Frieda erneuert werden mußten, so erlaubte er es ihnen unter der Bedingung, daß sie ihre Mäntel und Mützen anzögen. Er blieb sogar bei ihnen und spähte wie sie durch die Scheiben in die sternklare Nacht hinaus, und es schien fast so, als ob er böse sei.

«Er wird in eine Lawine gekommen sein», sagte der schlankere von den Zwillingen, und der dickere überbot ihn mit der Vermutung, daß ein Gletscherspalt ihn verschlungen habe. Valérie weinte still gegen die Scheibe, die Hände wie Scheuklappen an die Schläfen gelegt. Sie warteten lange und wunderten sich, wie unbeteiligt die Berge im Weltall standen.

«Aber zum Teufel, dort steht er ja», entfuhr es dem Vater. Und nachdem die Kinder mit ihren Taschentüchern hastig die Scheiben gewischt, konnten auch sie ihn endlich sehen: er stand auf dem breiten Weg etwas oberhalb des Hauses, denkbar echt wirkend in Größe und Stattlichkeit und an der klassischen Aufmachung deutlich erkennbar, jedoch eine Art unhimmlischer Hilflosigkeit ausstrahlend, indem er den Kopf bald nach rechts, bald nach links wandte, ein paar Schritte hin und wieder ein paar Schritte zurück machte, um schließlich wie überlegend wieder stehenzubleiben.

Zeichnungen von Viktor Hasslauer

«Der weiß nicht, wo wir wohnen!» rief der zartere der Zwillinge, welcher völlig vergessen hatte, daß er an solche Dinge längst nicht mehr glaubte.

«Bleibt hier!» befahl der Vater und lief die knarrende Holztreppe hinunter.

Eine Weile später sahen sie ihn auf dem von hohen Schneewällen gesäumten Pfad sich dem Weihnachtsmann nähern, bei

ihm stehenbleiben und mit ihm sprechen. Dann begann auch der Vater auf dem Wege hin und her zu gehen, den Weihnachtsmann kreuzend, welcher seinerseits die ratlose Wanderung wieder aufgenommen hatte. Sie blickten dabei wie suchend umher.

«Oho, da ist etwas nicht in Ordnung.» Der robustere von den Zwillingen war schon auf der Treppe. «Komm!» sagte der andere und griff nach Valéries Hand. Ihm war auch nicht geheuer; aber gewohnt, den lebenstüchtigeren Bruder in allem nachzuahmen, zog er die sich Sträubende mit sich ins Freie. Zögernd näherten sich die Kinder dem ungleichen Paar, welches von ihnen keinerlei Notiz nahm, und blieben in einiger Entfernung respektvoll stehen.

«Ich bin doch nicht verrückt!» rief der Weihnachtsmann, sich an die Stirne greifend. «Dort habe ich ihn abgestellt, um zuerst die Werrenkinder aufzusuchen, und wie ich herauskomme, ist er nicht mehr da. Es muß mir jemand einen Streich gespielt haben. Denn gestohlen wird hier nichts.»

«Wenn's nicht wäre wegen der Kinder», sagte der Vater, «ich würde mich totlachen.»

«Mir ist nicht ums Lachen», seufzte der Wattebärtige, und Valérie erschauerte: diese Stimme gehörte doch ... instinktiv hob sie die Augen zum Doktorhause, sah seine Fenster erleuchtet und war schon halbwegs von einer Täuschung überzeugt, als die Fatalität in Gestalt der Tante Mette sich aus dem Dachschatten löste und auf die kleine Gruppe zugelaufen kam. «Was ist geschehen?» rief sie schon von weitem. «Warum steht ihr hier draußen so herum?»

«Der Sack mit den Geschenken ist ihm abhanden gekommen», erklärte der Vater mit einem Gurgeln in der Kehle.

«O Richard, wie ungeschickt!»

Und nun geschah das Fürchterliche, daß der himmlische Bote sich in wilder Auflehnung Bart und Kapuze vom Kopfe riß, sie in den Schnee warf und brüllte: «Da, da. Ich mache nicht mehr mit! Warum soll denn immer ich der Hanswurst sein?» Es entstand ein großes Durcheinander, indem alle zugleich zu beschwichtigen, zu lachen, zu suchen und zu schimpfen begannen, so daß eine geraume Zeit verging, ehe Valéries abgrundtiefe Verzweiflung den nichtigen Lärm um den verlornen Sack zu übertönen vermochte. Sie schrie in hohen, schrillen Lauten, indes Bäche von Tränen über ihre Wangen flossen; sie stampfte mit den Füßen und schlug um sich wie ein heulender Derwisch. Erschrockenes Schweigen fiel um das kindliche Leid, und den Grad der Entzauberung im Herzen seiner Nichte, aber auch die eigene Schuld ermessend, sagte Richard Merz: «Laßt mich mit ihr allein!»

«Ach Gott, hättet ihr doch nur auf mich gehört. So zieh doch wenigstens die Kapuze wieder an, Richard!» jammerte die Tante.

«Geh!» sagte er, den Arm hebend, und es war die erste wirkliche Himmelsbotengebärde, die man heute an ihm gesehen.

Nun standen sie sich in der vollkommenen Bergnacht allein gegenüber, das aus allen Himmeln gefallene Kind und der traurig blickende Mann. Er streckte scheu die Hand in ihrer Richtung aus, sie aber heulte nur noch lauter und schrie im Paroxysmus ihres Kummers: «Ich hasse dich, Onkel Richard. Du bist ein ...» sie suchte schluckend nach einem Wort und fand nur das eine, welches nicht ganz das Gemeinte ausdrückte; aber sie schrie es in unverminderter Stärke hinaus: «Du bist ein Lügner!» und blickte dann, von der eigenen Kühnheit erschrocken, zu ihm auf.

«Jawohl», gab er zerknirscht zu, indem er sich auf seine Fersen hockte, als schäme er sich seiner körperlichen Maße. Da war sie auch schon in seinen Armen und schluchzte an seinem Hals: «Oh, oh, nun ist auch alles andere nicht wahr, das vom Jesuskindlein in der Krippe ... und von den Königen ... und von den Hirten ... und den Engeln! Oh, oh.»

Richard konnte vorerst nichts tun, als an dem Klumpen in der eigenen Kehle würgen und das Leid seines Lieblings an seinem Herzen wiegen. Nie, so schien es ihm, würde das Vertrauen dieses Kindes ihm wieder zuteil werden. Da er aber etwas tun mußte, so sagte er: «Die von der Milchstraße, schau, sie haben den Weg zur Erde verloren. Das Jesuskindlein aber hat vor vielen, vielen Jahren wirklich in der Krippe gelegen, und es hat sich alles so zugetragen, wie man es dir erzählt hat.»

Klägliches, doch deutlich abnehmendes Schluchzen, dann eine dünne Stimme: «Ist das wahr?»

«So wahr ich dich lieb habe.»

Valérie blickte zum Himmel auf. «Der Stern ist auch noch da», sagte sie halb getröstet; denn das Wasser in ihren Augen zauberte hinter jeden Himmelskörper einen Schweif. Und plötzlich sich entsinnend: «Und heute ist auch ein Kindlein geboren, der Tante Phyllis ihres.»

«So, der Tante Phyllis ihres», sagte Richard, indem er sich aufrichtete und die Augen ebenfalls zum Himmel hob. Er war sich seiner Aufmachung nicht mehr bewußt und stand da als mittelalterlicher Knappe, indes die beiden Hauptrequisiten des Weihnachtsmannes, Bart und Kapuze, ihm zu Füßen vergessen im Schnee lagen.

Valérie fühlte dunkel, daß sich etwas gewendet, daß nun sie die Stärkere sei. Sie legte ihre Hand in die seine und zog ihn sanft mit sich fort. «Ja», sagte sie, nunmehr völlig beruhigt, «und vielleicht ist das wieder ein Heiland, und sein Vater ist auch der liebe Gott.»

«Sein Vater ist auch der liebe Gott», wiederholte tonlos der Mann. Sie gingen langsam auf das Haus zu, erfüllt von abklingendem und aufrauschendem Leid; sie gingen mit ihrem Menschenschicksal auf den Schultern, indes die Nacht so rein und klar und unberührt war wie je. Sie litten weniger, solange sie des andern gute Wärme spürten; denn das Blut, das ihre Hände durchpulste, war von den gleichen Träumen schwer. Sie waren innerhalb der Sippe noch einmal verwandt durch ungreifbare Eigenschaft, die vielleicht höheres Glück, vielleicht tieferes Leid war oder die Fähigkeit, sich über beides hinauszuheben. Sie gingen sehr langsam und schweigend.

Da ertönte hinter ihnen Schellengebimmel, und als sie sich an den Wegrand stellten, um Werrens Schlitten vorbeizulassen, hielt der Bergbauer an und sagte, mit der Peitsche nach hinten weisend: «Wenn Sie etwa den Sack vermißt haben, Herr Doktor, dort ist er. Die Madam Grünwod hatte nämlich vor dem Aussteigen alles Gepäck aus dem Wagen geworfen, und nachher hatte sie es so eilig, daß dieser Sack, der wohl schon vorher dastand, mitlief. Nichts für ungut, Herr Doktor.» Und er betrachtete schmunzelnd die sonderbare Aufmachung des weisen Mannes.

Dieser wandte sich von ihm ab und faßte das jubelnde Kind unter den Armen, um es in den Wagen zu heben. «Geh jetzt hinein zu den andern und sei du das Weihnachtskind!» sagte er mit seltsam belegter Stimme.

Valérie streckte ihm bittend die Arme entgegen: «Bist du mir böse, Onkel Richard?»

Er beugte sich nieder und küßte sie: «Nein», sagte er. «Ich komme später nach.»

Und ging ohne sich umzuschauen den weißen Weg zurück, gegen den Wald zu. Bald sah man nichts mehr von ihm. Nur der Bart und die Kapuze lagen noch am Wegrand im Schnee.

Georges Seurat: Rückenakt. Photo Braun & Cie.

Georges Seurat: Place de la Concorde im Winter. Photo Braun & Cie.

Georges Seurat: In der Dämmerung

Seurat, 1859—1891, ist in der Kunstgeschichte als der Begründer und Hauptvertreter des sogenannten Pointillismus oder Divisionismus aufgeführt. Diese Kunstrichtung systematisiert die Ueberzeugung des Impressionismus, daß der getrennte Auftrag ungebrochener Farben sich in der Subjektivität des Bildbetrachters zu allen wünschbaren Zwischentönen und Abstufungen zusammenfindet, zugleich aber dem pointillistischen Gemälde eine Leuchtkraft sichert, welche diejenige eines mit Mischfarben gemalten Bildes bei weitem übertrifft. Die reinen Impressionisten, wie Monet, Pissarro oder Sisley, hatten den getrennten Farbauftrag mit der Sicherheit eines zuverlässigen malerischen Instinktes praktiziert. Seurat hingegen förderte dieses spontane Vorgehen zur wissenschaftlichen Methode. Der Abstand von der impressionistischen zur divisionistischen Malweise läßt sich am besten daran ablesen, daß die Monet, Pissarro, Sisley je ihre unmittelbar subjektive malerische Handschrift bewahren, während Seurat und seine Nachfolger ihre Bilder systematisch und regelmäßig durch einzelne Farbtupfen aufbauen. Durch diese Methode, die übrigens nur der Kunst des einen Seurat bekömmlich war, wird die Bildfläche zu einer Art Raster, in dessen abstraktes Netz die einzelnen Farbtupfen zu liegen kommen.

Ist es ein bloßer Zufall, daß sich ein ähnlicher Raster auch in den zeichnerischen Arbeiten von Seurat feststellen läßt, wo er doch durch keinerlei Farbtechnik gefordert wird? Seurat bedient sich beim Zeichnen eines grobkörnigen Ingrespapieres, auf welchem er seinen Bildgegenstand nicht in Linien, sondern in Licht- und Schattenmassen formuliert, indem er die Kohle mit mehr oder weniger Druck über das Blatt führt. Der grobe Stift erreicht dabei nur die erhabenen Partikeln der gekörnten Zeichenfläche, spart dagegen die Vertiefungen aus und bringt so das Geflecht der Horizontalen und Vertikalen des Papierrasters zur Sichtbarkeit hervor.

Die Konstanz, mit welcher sich die Werke von Seurat über der abstrakten Ordnung solcher Rasternetze aufbauen, erlaubt den Verdacht, daß diese nicht einfach durch technische Erfordernisse oder Beiläufigkeiten zustande kommen, sondern im engsten Zusammenhang stehen mit der geistigen Struktur dieser Kunst. Sieht man das Werk von Seurat daraufhin an, so erkennt man, daß der Bildgegenstand sich in diesem Netz recht eigentlich verfängt und in der Ordnung der Senkrechten und Waagrechten aufgeht und geschlichtet wird. Es gibt kein wesentliches Bild von Seurat, das nicht in jedem seiner Punkte mit diesem Raster rechnen würde, mit der Horizontalität und Vertikalität seiner Linien, mit der Rechtwinkligkeit ihrer Ueberschneidung, mit der Bildmitte, mit den Aequivalenzen und Analogien im Entsprechenden und Gegenteiligen, wobei jede Störung des abstrakten Gleichgewichtes versöhnend aufgehoben oder zur tiefsten Bedeutung des Bildes benützt wird. Die Netzstruktur all dieser Werke ist jener abstrakten Idealität des Taktes vergleichbar, in welchem der Lyriker oder Musiker das geheimnisvolle, schwer faßbare Pneuma des Rhythmus zu stellen und aufzufangen versucht.

Ueber all dem ist Seurat inmitten einer malerischen Epoche, welche sich fast gänzlich dem bloßen Eindruck und dem impressionistischen Entzücken am Augenblicklichen ausgeliefert hat, zum nahezu einzigen und jedenfalls einsamen Meister der *Komposition* geworden wobei man sich an das erinnern mag, was dieses Wort in seiner lateinischen Doppelbedeutung an Konstruktivem sowohl als Besänftigend-Schlichtendem bezeichnet. In der abstrakten Ordnung, über welche sich die kleinste Zeichnung von Seurat aufbaut, kommt inmitten des bürgerlichen Themas jene dem Magischen angenäherte Ruhe und Stille zustande, die in der Kunst anzutreffen man bis zu Georges de la Tour, bis zu Vermeer und bis ins Quattrocento zurückgehen muß.

Will man die zeichnerische Lektion von Seurat richtig verstehen, so muß man sich vor Augen halten, welch klare und überlegene Struktur ihrem geheimnisvollen Dämmer zugrunde liegt. Manch eitler Nachfolger übernahm von Seurat die bloße Technik und täuschte sich mit ihren Effekten über seine eigene Nichtigkeit hinweg. Seurat aber hat als Akademieschüler schon Ingres studiert, kopiert und bewundert, und diese Lehre verliert sich nicht bis in die gegensätzlichste Entwicklung seiner Kunst hinein: noch der völlig im Licht diffundierte und nur in Schattenmassen aufgebaute Bildgegenstand impliziert die Scheidungskraft der unbeirrbaren Ingres'schen Linie. Das geheimnisvolle Fließen des Lichtes ist nicht um den Preis der verankernden Struktur gewonnen, sondern mit ihr potenziert.

Hans Naef

Winter auf der Station Polcirkeln in Nordschweden. Farbphoto Schulthess ▸

Allein in der Polarnacht

ADMIRAL RICHARD E. BYRD

«Dieses Buch schildert persönliche Erlebnisse, die mich seelisch so stark berührt haben, daß ich mich erst nach vier Jahren zur Veröffentlichung entschließen konnte.» Ein ungewöhnlicher Tonfall im Bereich der Forschungsberichte! So ungewöhnlich wie das Buch selbst, dessen deutsche Fassung, unter dem Titel «Allein» 1940 bei Brockhaus erschienen, im europäischen Kriegslärm unterging. Es enthält die Erzählung dessen, was der Polarforscher Byrd erlebte, nachdem er sich 1934 auf 4½ Monate in die südlichste Wetterwarte der Welt hatte bringen lassen: eine tief ins Eis eingelassene Hütte, über der nur die Registrierapparate in die kalte Oede hinausragten, im Hinterland des Südpols, viele Tagereisen von der Basis Little America entfernt. Es ging in diesen 4½ Monaten, zu einer Zeit, da die Sonne wochenlang ganz unter dem Horizont bleibt, nicht nur um die Erforschung jenes Raumes, «wo das Wetter eigentlich gebraut wird»; hier wollte darüber hinaus ein Mensch der modernen Zivilisation wieder in der Tiefe zu sich selber kommen. Das Buch erzählt von vielen äußeren Fährnissen und auch von einem inneren Weg fast glauben wir einen vom großen Einklang mit dem Universum überwältigten Schelling der Eiswüste zu hören. Unsere beiden Texte deuten die Spannweite des Werkes an: es reicht vom Abenteuerbericht bis zur mystischen Betrachtung. Der Verlag Brockhaus in Wiesbaden bringt es in diesen Tagen neu heraus.

Bx.

Abzug der Begleiter

Am Mittwoch, den 28. Februar, mittags, fuhren die Schlepper ab und kamen diesmal nicht wieder. In mancher Hinsicht vollzog sich der Abmarsch ebenso zwanglos wie der Abschied von Wochenendgästen. Alles Wichtige war längst gesagt worden. Nur ein verspäteter Gedanke quälte mich seit der Ankunft in der Eishütte. Hatte ich bei der abschließenden Befehlsausgabe nachdrücklich genug betont, daß man keine Rettungsabteilungen schicken dürfe, wenn die Funkverbindung mit meinem Vorposten aufhören sollte? Diesen Wunsch legte ich den Abziehenden ans Herz. «Ich verstehe nicht viel von der Funkerei», sagte ich. «Höchstwahrscheinlich werde ich die Fühlung mit euch für kurze Zeit verlieren, möglicherweise sogar gänzlich. Das darf euch nicht beunruhigen. Hiermit gebe ich den bestimmten Befehl, mich erst einen Monat nach Sonnenaufgang abzuholen. Ich kenne die Gefahren des Schelfeises nur zu gut und will nicht, daß man sich ihnen um meinetwillen aussetzt.» Um sicher zu sein, daß ich verstanden wurde, wiederholte ich die Mahnung beim letzten Händedruck.

Siple und Waite zögerten etwas, als die andern schon aufgesprungen waren. Was immer sie hatten sagen wollen, kam nicht mehr heraus, denn eine ungeduldige Stimme schnappte: «Setzt euch endlich in Trab, zum Donnerwetter!» Siple und Waite murmelten etwas Höfliches und eilten davon. Ich stand bei der Falltür und folgte den beiden Citroëns mit den Augen.

Ausgesperrt

Der Sturm raste; die Eistiefe bebte; der Lärm klang, als ginge die Welt in Trümmer. Nur mit Mühe hebelte ich die Klappe hoch. Langsam kroch ich hinaus und hielt mich am Türgriff fest, bis ich mich der Richtung versichert hatte. Dann ließ ich die Klappe zufallen, um zu verhindern, daß sich die Räume mit Schnee füllten. Unmengen von Körnern prasselten wie Schrot ins Auge; Schnee verstopfte Mund und Nase. Auf Händen und Knien kroch ich zum Mast, aus Furcht, umgeworfen zu werden und die Richtung zu verlieren. Ein falscher Schritt, und ich war verloren.

Ich fand den Mast, und zwar indem ich mit dem Kopf dagegenstieß. Ich erkletterte ihn sogar, obgleich mich zehn Millionen Geister umheulten und mir die Daumen in die Augen rammten. Doch alle Mühe war umsonst, denn der Schnee verkleisterte das Gerät ebenso schnell, wie ich es putzte. Außerdem drehten sich die Windschalen so rasch, daß sie mir leicht ein paar Finger abschneiden konnten. Am Fuß des Mastes hatte ich das Gefühl, hilflos durch die Luft geschleudert zu werden. Die Falltür war so dick überweht, daß ich den Schnee wegkratzen mußte. Sie gab nicht nach, als ich zuerst mit einer Hand und dann mit beiden Händen an ihr rüttelte. Wahrscheinlich verkeilte Eis die Fugen. Mit gespreizten Beinen stellte ich mich über die Klappe und riß mit aller Macht. Vergeblich. Der Schrecken verjagte den Verstand. Ich verkrallte mich ins Holz wie ein Irrsinniger. Ich hämmerte mit den Fäusten darauf, um den Schnee zu lockern. Als das nichts half, legte ich mich platt auf den Bauch und zerrte an der Klappe bis zur Erschöpfung. Immer wieder rief ich mir zu: «Du Narr! Du Narr!» Die sinnreichsten Kniffe hatte ich erdacht, um nicht eingesperrt zu werden; und jetzt war ich ausgesperrt.

Schon halb erfroren tastete ich umher und berührte etwas Rundes. Es war das Lüftungsrohr. Ich umfaßte es und zog mich hoch. Warum, weiß ich nicht. Durch eine Oeffnung erblickte ich den schwachen Lichtschein auf dem Stubenboden; aber die aufsteigende Warmluft belebte mich und verlieh mir neuen Mut.

Wieder kniend, kehrte ich dem Sturm den Rücken und überlegte, was zu tun sei. Womit sollte ich graben? Da fiel mir das Lüftungsrohr ein. Aber auch dieses war eisenfest eingefroren. Schließlich erinnerte ich mich an die Schaufel, die ich zum Ausebnen benutzte. Sie mußte ganz in der Nähe aufrecht im Schnee stecken. Aber wie finden?

Lang hingestreckt klammerte ich mich ans Rohr und tastete mit den Füßen, stieß jedoch überall in leere Luft. Dann krabbelte ich zur Falltür, verankerte mich an der Kante und schlug wieder nach hinten aus. Wiederum nichts! Auf keinen Fall durfte ich ohne Anhalt umherirren. Da stieß ein Fuß gegen das andere Lüftungsrohr, das mir einen neuen Angelpunkt bot. Von hier aus ertastete ich etwas Hartes. Es war die Schaufel. Ich hätte sie umarmen und liebkosen mögen.

Das dreimal gesegnete Werkzeug an mich drückend, kroch ich zur Falltür. Der Schaufelstiel war gerade dünn genug, um unter den Holzsteg zu passen, der als Türgriff diente. Das Hebeln mit der Hand führte indes nicht zum Ziel. Daher schob ich auf dem Bauche liegend die Schultern unter den Schaufelstiel und konnte dergestalt mehr Kraft anwenden. Plötzlich sprang die Klappe auf, und ich purzelte in die Vorhalle. Als mich Licht und Wärme in der Kammer umfingen, glaubte ich fast an ein herrliches Wunder.

Die Uhren zeigten, daß meine Abwesenheit nahezu eine Stunde gedauert hatte.

Weltseele

11. Mai

0.15 Uhr. Es ist schon spät. Aber soeben erlebte ich etwas, was verzeichnet werden muß. Um Mitternacht ging ich an Deck, um einen letzten Blick aufs Südlicht zu werfen. An seiner Statt säumte ein fleckiger Streifen den Horizont von Nord bis Nordwest. Während ich auf die Mitternachtsstunde wartete, ließ ich die Schallplatte mit Beethovens Fünfter Symphonie laufen. Die Nacht war still und klar; Dachklappe und Stubentür standen offen. Ich musterte meine Lieblingsgestirne, die wunderbar am Himmel funkelten.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, zu hören, was ich sah, denn die Musik verschmolz mit den Vorgängen am Himmel. Mit dem Anschwellen der Töne begann das Südlicht zu lohen und zu zucken. Es entfaltete sich zu Bögen und ausfächernden Faltenhängen, bis das Schauspiel im Scheitelpunkte über mir gipfelte. Nacht und Musik wurden eins und bezeugten, daß alle Schönheit aus demselben Borne quillt. Dazu erinnerte ich mich an eine Heldentat der Menschenliebe, die mit der Musik und dem Südlicht eines Wesens schien …

◄ *Trübes Wetter am Fjord von Narvik. Photo Schulthess*

IM BRONX-ZOO

To Fairfield Osborn thankfully

VON WALTER ROBERT CORTI

Er ist, das kann nun einmal in New York nicht gut anders sein, der größte und schönste der Welt. Millionen durchwandern ihn jährlich und bestaunen seine Wunder. Gleich beim Eingang lockt ein Rumpelbähnchen, voll von Negerkindern, einem Rabbiner mit seinen bleichen Schülerknaben, einem englischen Gelehrten, einer umfangreichen Dame, die zärtlich zu sich selber sagt: «Just relax.» Jetzt fahren wir los, durch den weiträumigen, schattig-sonnigen Park, durch Savannen und an Tundren vorbei, sehen die schläfrigen Wüstenkönige und grüßen die philosophischen Pinguine, hochäugende Giraffen, kraftvolle Eisbären, Elche, einen eifrig rudernden Biber. Eichhörnchen springen über den Weg; in den hohen Bäumen sägen Heuschrecken. Lauter Seligkeiten des Lebens. Jetzt fängt der Driver noch melodisch an zu hupen; es klingt entfernt wie unsere Alpenposten. Wir fahren an graziösen Flamingos vorbei, an mächtigen Pelikanen. Nun hält der Zooexpreß, und die übliche sanfte Gasvergiftung ist auch da.

Der Garten tönt gedämpft von fröhlichem Volk; schrille Vogelstimmen schneiden in das Gebrodel, schwermütiges Blöken und tiefes Muhen, die Affen kreischen aufgeregt, das drohende, brusttiefe Knurren der Großkatzen, das Plantschen der Seelöwen. Ueber allem brummt ein Flugzeug; es ist ein wolkenloser Sonnentag. Im Tigerhaus mit den drei drolligen Tigerbabies wird eben demonstriert. Dort sind einige Aquarien untergebracht. Der Wärter faßt mit besonderen Handschuhen den mächtigen elektrischen Aal und schließt so die Kontakte — gleich leuchten die Lampen auf! Daneben sind zwei Lungenfische zu sehen, die südamerikanische und die afrikanische Art, lebende Fossile, die den Forscher deshalb so faszinieren, weil sie den Uebergang des Fisch-Wasserlebens zum Wasser-Landleben der Amphibien anschaulich machen.

Hier steht das «Question House», ein junges Zoologenpärchen gibt jedem jede Auskunft. Alle Fragen werden aufnotiert, wohl auch die, ob man dieses Fragenbuch einmal sehen dürfe? Mit Freuden, selbstverständlich. Da fragt einer, ob es ein Tier gibt, das pfeifen kann. Wer stärker sei, der Gorilla oder der Löwe. Gibt es wirklich ein Wesen, halb Fisch, halb Frau? Warum haben die Tiere vier Beine? Haben Sie auch Bauchweh? Eine Rothaarige erkundigt sich nach rothaarigen Tieren. Ob es menschenfressende Pflanzen gebe? Wie viele Vegetarier im Zoo arbeiten, wieviel Fragen am Sonntag gestellt werden; einer will wissen, was für ein Tier er selber sei. Viele fragen nach den Landplagen, dem poison ivy, einem häufigen, harmlos aussehenden Kraut, dessen Berührung einen bösen Ausschlag hervorruft, und der schwarzen Witwenspinne, the black widow, deren Biß tödlich sein soll und die sich immer mehr verbreitet.

Ein Okapi, wahrhaftig ein Okapi! Rotbraun Rücken und Bauch, der Kopf weiß, Flanken zebrahaft, schlechterdings wunderschöne Beine mit schwarzer Zeichnung auf Birkenweiß. Das Fell macht einen feinen Eindruck und verlockt zum Streicheln und Bürsten. Es ist ein einsames Männchen; mit einer zielsichern Kopfbewegung schleudert es die enorm lange Giraffenzunge bis zu den Stirnhöckern, um dort eine Verletzung zu kühlen. Dieser schöne Alleingänger des Kongo wurde erst 1900 entdeckt und erst 1907 zum ersten Male lebendig gefangen. Okapia johnstoni gehört zu der Familie der Giraffen, auch wenn es ganz anders aussieht. Wie jene braucht es seine Zunge, um Blätter abzureißen. Sein Wärter schildert es als einen sehr freundlichen Kameraden.

In einem schattigen Raum hausen die Tarsier, geheimnisvolle, merkwürdige Vertreter der niedrigsten Affen, mit übergroßen, wie erschrockenen Augen, Abend- und Nachttiere, klein wie Haselmäuse, mit seltsamen, gespenstigen Händen und Füßen und verbreiterten Fingerballen.

Gleich daneben schläft eine Vampirfledermaus, welche sich tatsächlich von frischem Blute nährt. Sie fällt andere Tiere, ja sogar den Menschen an und beißt ihnen kleine Wunden. Auch in Gefangenschaft kann das kleine, unheimlich wirkende Wesen nur mit frischem Blute durchgehalten werden. Es findet sich von Mexiko bis tief nach Südamerika hinunter. Ungleich freundlicher wirken die goldenen Aguti, Nagetiere, wie längliche, herrlich gefärbte Meerschweinchen, auch sie von Südamerika. Brehms Tierleben blättert sich in seiner ganzen Pracht auf.

Da ist der drollige Riesenpanda. In seiner chinesischen Heimat nährt er sich vorwiegend von Bambusschößlingen; hier gewöhnt er sich aber rasch auch an andere vegetarische Menus. Madame Tschiangkaischek machte dieses Prachtspärchen der amerikanischen Jugend zum Geschenk. Sie sehen aus wie Bären, bilden aber mit dem schönen rotpelzigen Lesser Panda eine eigene Familie.

In einem der Reptilhäuser befindet sich ein großes Terrarium, in dem die berühmten Blattschneiderameisen am Werke sind. Ein anderer Schaukasten zeigt wilde Bienen mit ihren Waben in einer offenen Baumhöhle. Vollständigkeit ist nun einmal der Traum eines jeden Zoos, er wird immer ein Traum bleiben müssen; aber hier kann man sich wirklich in Ueberraschungen müde laufen. Die Tiergärten stehen in einer bedeutungsvollen Phase ihrer Entwicklung. Nicht nur, daß die moderne Umweltforschung der Tiere die Erkenntnis ihrer optimalen Gefangenschaftsbedingungen fördert, man wendet sich vermehrt auch ihren seelischen Bedürfnissen zu. Viele Irrtümer der Betrachter etwa über das verödende Leben im Käfig und hinter Gittern lassen sich heute schon berichtigen oder es wird ihrem richtigen Kern mehr und mehr der Boden entzogen. Die Tiergärten müssen nicht «humaner», sondern «animaler» werden, und je mehr sich ihre Einwohner vermehren, desto mehr dürfen wir annehmen, daß sie sich wirklich wie zu Hause fühlen.

Von den Vögeln finden sich hier wahre Märchengeschöpfe. Um nur einen herauszuheben, Cyanerpes cyaneus L., kohlmeisengroß, «the South American yellow swinged Sugar-bird», blau in blau, mit roten Füßen, smaragdgrünen Kopffedern, wenn er fliegt, zeigt sich das verdeckte Gelb. Im mit Recht so benannten Juwelenraum lassen sich die Kolibris bestaunen, humming-birds, wie sie hier heißen, was auf ihren Schwirrflug hinweist: sechzigmal in der Sekunde schlagen sie ihre winzigen Flügel. Das metallische Federgeschimmer strahlt vom rufenden Rot bis in götterdämmernde Violette; die Flugzwerge drehen und wenden

1

Photos: New York Zoological Society

1 *Andy, der junge Orang-Utan — Pongo pygmäus —, einzige asiatische Art und Gattung der Menschenaffen, aus den niedrig gelegenen Wäldern Sumatras und auch Borneos*

2 - 5 *Panda oder Katzenbär — Ailurus —, asiatische Raubtiergattung aus der Familie der Waschbären*

3 *Platypus — Entenschnabel, das australische eierlegende Säugetier*

4 *Tarsier — Tarsius tarsius —, das Gespensttier, auch Koboldmaki geheißen, aus dem Geschlecht der Halbaffen. Es lebt in den Waldungen der Sundainseln, klettert auf deren Bäumen mit Hilfe seiner scheibenartig verbreiterten Finger- und Zehenenden. Seine Länge ist ungefähr 15 cm*

2

3

4

Flügelroche, zur Familie der Adlerrochen gehörig. Die Rochen oder Knorpelfische sind scheinbar träge und plumpe Grundfische, die sich in der Nähe der Küsten im flachen Wasser in den Sand einwühlen und auf Beute lauern. Sie sind aber, wenn sie sich vom Grund erheben, gewandte Schwimmer. Einige Arten können den Fischern durch Schläge mit dem Schwanzstachel gefürchtete Wunden beibringen. Manche Arten erreichen Größen bis zu mehreren Metern. ▸

sich gern und sprühen ihren Farbglanz umher. Es sind alles Neuweltler. Einmal wird unsere Farbdrucktechnik so weit sein, daß sich von ihnen annähernd erzählen läßt. Man kennt heute mehr als 500 Arten; die kleinste, Calypte helenae, von Kuba, mißt gerade 6,35 Zentimeter und wiegt etwa 1,6 Gramm, ungefähr soviel, wie ein mittelschwerer Brief. Dagegen wiegt ein Blauwal 120 Tonnen, und beides sind Wirbeltiere. Wale könne man «oben» in Maine bequem von einem Bänklein am Strande aus beobachten, wie sie schwimmen und blasen; Kolibris werden dem Zoo von Taxichauffeuren gebracht; sie verirren sich selbst in das Häusermeer New Yorks und sind dann in den seltenen Gärten Nektarsucher wie bei uns die Taubenschwänzchen . . .

Andy, der fünfwöchige Orang Utan, ist der Darling des Zoos, ein höchst erfreuliches Baby. Gutgelaunt beginnt er seines Daseins Kreise; man wehrt sich wie den jungen Schimpansen dagegen, daß diese so menschlichen Kleinen sich in ihrem Wachstum unabänderlich von uns entfernen müssen. Sie nehmen dann mehr und mehr «tierische» Züge an, während wir eben infantile Affen bleiben, mit gestörter innerer Sekretion, wie ein Forscher freundlich bemerkte. Aldous Huxley — natürlich! — läßt einen seiner Romanhelden einmal mehr als alt werden, und dann nimmt auch dieser endlich ein richtiges Affenaussehen an. Gerade versucht sich Andy an einer Waschschüssel und dreht sie behutsam über seinem Kopf. Nun steht er auf, hält die Schüssel vorn am Rand, beugt sich vorüber, fällt, wobei ihm das hinten nachfolgende Blech etwas Eindeutiges versetzt. Er sitzt da, erst verdutzt, dann tiefsinnig, und scheint darüber nachzugrübeln, warum ihm dies geschah und wie. Abends zieht er sich beim Schlafengehen die Decke persönlich über.

Die größte Ueberraschung bildet aber doch das australische Schnabeltier, die drei kleinen Platypuses, der Stolz des Bronx-Zoos. Um sie zu sehen, muß ein Sondernickel bezahlt werden; aber dann schwimmen vor den ungläubigen Augen wirklich drei der wunderlichsten Geschöpfe des Lebens, drei kleine, köstliche Australier, eierlegende Säugetiere. 1922 wurde im Bronx das erste Exemplar dieser nervösen und empfindlichen Sonderlinge gezeigt; es starb schon nach vierzig Tagen. Im Frühling 1946 fing der Australier David Fleay in Viktoria wieder 19 Tiere und wählte ihrer drei für den New Yorker Zoo aus. Eine Reise von 12000 Meilen stand ihnen bevor, und sie verlief abenteuerlich genug. Denn auf einmal begannen die offensichtlich reisemüden Tiere die Gefrierwürmer zu vermeiden, gerade als sie im Panamakanal waren. Kurz entschlossen wurde ein SOS gekabelt, und ebenso ohne Zögern sandte die Zoologische Gesellschaft auf dem Luftwege 10000 Regenwürmer; denn die Entenschnäbler haben einen enormen Appetit. Die Rettung gelang, am 25. April 1947 kamen sie an und beruhigten sich rasch in ihrem neuen Platypusarium.

Ihre Forschergeschichte mußte seltsam sein; die Eingeborenen in Australien nennen sie «mallangong», der wissenschaftliche Name heißt Ornithorxynchus anatinus und nimmt Bezug auf den entenartigen Schnabel. Entdeckt wurde das Tierchen 1897 in Ostaustralien und Tasmanien. Ein Vogel konnte es auf alle Fälle nicht sein, dazu besaß es ein eindeutiges Fell. 1824 wurde das Vorhandensein von Milchdrüsen festgestellt. Also ein Säugetier. Jedoch zeigte es sich in der Folge, daß es Eier legt. Das hingegen war zuviel. Schließlich entdeckte man am Hinterbein des Männchens noch einen Giftsporn, was wieder an die Reptilien denken ließ. Platypus schien ein Sammler anatomischer Seltsamkeiten zu sein, und so begann auch bald das Rätselraten, was für ein «missing link» es bilde (wie bei den Lungenfischen, wie bei den tertiären Affen und dem heutigen Menschen), ob es zwischen den Vögeln und den Säugetieren oder zwischen diesen und den Reptilien vermittle. Heute neigen die Forscher entschieden zum letzteren und nehmen den seltsamen Schnabel in Kauf. Platypus vermittelt zu Reptilien der Triaszeit (c.f. The Monotremes and the Palimpsest Theory, by William King Gregory, Bulletin of the American Museum of Natural History, Vol. 88, Art. I, pag. 7, 1947).

Diese Entenschnäbel gehören sicherlich zu den nettesten Tierchen, die überhaupt denkbar sind. Nicht groß, die Männchen etwa 60 Zentimeter, die Weibchen kleiner. Flach gebaut, nimmt etwa ein Viertel der Länge der rechteckige, pelzige Schwanz in Anspruch. Samtig, graubraun der Rücken, der Bauch heller. Der Schnabel ist lederartig, weich und sehr sensibel. Beim Baby zeigen sich noch Zahnanlagen, die dann verschwinden. Unter Wasser schließt es Augen und Ohren, jagt also blind nach Würmern, Insekten und Krebsen. Dann taucht der ulkige Kopf wieder auf, und Platypus äugt die obere Welt an.

Die New Yorker finden auch, der Platypus sei «the most wonderful of all living mammals», und Selma Swan Carr hat sogar einen Rumba komponiert, in dem es ganz richtig heißt:

What a strange puss is the platypus!
O what a strange puss has the platypus!

Die behaarte Hand

VON MAURICE SANDOZ

Als ich im Monat Mai 1926 in Sicht von Malakka auf dem Meere fuhr, brach eine Hitzewelle über die Meerenge herein, die das Thermometer, das schon dreiunddreißig Grad im Schatten zeigte, noch um neun Grad in die Höhe trieb.

Nun dauerte die Hitze schon einige Tage, und ich glaubte, meine letzte Stunde sei gekommen. Ich war zwar nicht richtig krank. Die Hitze hat auf mich immer als angenehmes Betäubungsmittel gewirkt. Doch wenn ich in den Spiegel schaute, war das Bild, das er mir zuwarf, einem Gespenst sehr ähnlich.

Ich kannte das Uebel und seine Ursachen. Man mußte Hilfe schaffen, und es gab dafür nur ein Mittel: der Hitzewelle entfliehen. Fliehen? Aber wohin? Nach Europa zurück? Um Europa zu erreichen, mußte man das Rote Meer durchfahren, und zu dieser Jahreszeit ist das Rote Meer ein Meer von schmelzendem Metall. Nach vierzehntägiger Fahrt hätte die «Pilsna» auf der Landungsbrücke von Marseille noch eine Mumie mehr abgesetzt.

China war weit weg. Ich sah nur eine vernünftige Lösung, und ich ergriff sie ohne Zögern.

Ich mußte auf Kalkutta verzichten und in Georgetown an Land gehen. Ich würde auf der Insel Penang die Zeit verbringen, die zu meiner Wiederherstellung nötig war. Das Klima der Ebene ist tropisch. Aber eine Drahtseilbahn würde mich auf die Höhe

führen, wo die Nächte frisch und die Morgenstunden lau sind. Zwei Tage später hatte ich mich tausend Meter über Meer in dem einzigen Hotel des Ortes eingerichtet, das aus einem einstöckigen Haus mit flachem Dach bestand und von einem Garten umgeben war, einem Rasenviereck, auf dem Hibiskusbüsche leuchteten.

Während das Thermometer um zehn Grade fiel, stellten sich langsam, aber sicher Schlaf und Appetit wieder ein, und meine Abenteuerlust sowohl wie meine Gesundheit kamen auf ihre Rechnung bei dieser Aenderung meines Reiseplans. Zum erstenmal bewohnte ich ein Hotel, in dem außer mir alle, das Personal, der Besitzer und die Gäste, Chinesen waren.

Chinesisch war auch die Küche, und ich gedenke durchaus nicht, mich darüber zu beklagen. Bei diesem Volk mit alter Kultur, die schon verfeinert war zu einer Zeit, als noch viele Europäer am Eingang rauchiger Höhlen Büffelfleisch verschlangen, ist die Kunst des Gaumens auf einem wichtigen Grundsatz aufgebaut, den ich immer bewundere. In den Speisen, die von den Köchen des «Reiches der Mitte» zubereitet werden, gibt es nichts, was nicht eßbar wäre, und man kann seelenruhig Kirschen ohne Steine, Hühner ohne Knochen und Fische ohne Gräten genießen. Hingegen flößte mir die Umgebung im Anfang ein gewisses Mißtrauen ein, und ich merkte bald, daß dieses Gefühl gegenseitig war. Die Männer, kahlhäutig, immer den weißen Tropenhelm auf dem Kopf, in europäischen weißleinenen Kleidern, beobachteten mich unaufhörlich. Die Frauen mit der Krone ihrer schwarzen Zöpfe waren alle in schwarze oder braune, hellfarbig bestickte Seide gekleidet; eine Tunika mit steifem, hohem, bis zu den Ohren reichendem Kragen, weite, bis zu den Fußknöcheln niederfallende Hosen, Sandalen und weiße, baumwollene Strümpfe, die zweigeteilt waren wie der Fuß der Huftiere. Alle waren mit Ylang-Ylang parfümiert, und sie sahen alle einander so ähnlich, daß ich nach drei Wochen keine einzige von der andern hätte unterscheiden können. Diese Frauen schienen mich zu ignorieren, solange ich in ihrer Nähe war.

Kaum hatte ich den Rücken gedreht, fing ein Geflüster an, so daß ich das Wispern weithin hörte und es mich verfolgte wie eine brummende Fliege.

Frauen und Männer, fast alle konnten englisch. Aber unter sich und bei den Mahlzeiten sprachen sie chinesisch. Und es war wohl nicht der kleinste Grund meiner Gereiztheit, diese Sprache, ohne sie zu verstehen, hören zu müssen, mit den weichen Vokalen und den scharfen Konsonanten, ohne Modulation und Klang, rückgratlos und grausam.

Auch die Umgebung war seltsam. Nicht weit von dem Ort, wo ich wohnte, steht ein Gebäude, das dem Vergnügungsreisenden wohl bekannt ist, der Schlangentempel. Dort verehrt man jadegrüne Giftschlangen. Sie kriechen an den zinnoberfarbenen lakkierten Wänden herum, dringen in die Spiralen der Säulenverzierungen ein und liegen zusammengerollt in den heiligen Gefäßen. Von den Gästen des Hotels besuchten mehrere regelmäßig den Tempel. Sie verrichteten dort ihre Andacht und brachten den kriechenden Gottheiten ein Opfer von frischen Eiern dar. Diese Andachtsübungen machten sie mir einigermaßen verdächtig. Wenn ich am Abend mein Zimmer betrat, machte ich mich darauf gefaßt, unter meinem Kopfkissen eine zusammengerollte Schlange zu entdecken, die aus den heiligen Hallen entwendet und mehr oder weniger unschuldig in den Falten eines seidenen Aermels transportiert worden war.

Trotzdem mißfiel mir der Aufenthalt in Penang nicht. Die Seltsamkeiten belustigten mich schließlich mehr, als daß sie mich beunruhigten, und nach drei Wochen machte ich mich ungern bereit, das Hotel zu verlassen, obgleich ich völlig abgesondert gelebt hatte. Am Tage vor meiner Abreise richtete ich nach dem Mittagessen zum erstenmal zwei Worte an die junge Frau, die mir an der Seite ihres Gatten gegenübersaß. Ich hatte sie nie die Augen erheben sehen; sie hielt den Blick beharrlich auf ihren Teller geheftet. Ich reichte ihr das Taschentuch, ein mit Hohlsaum verziertes Viereck feiner weißer Leinwand, das zu Boden geglitten war in dem Augenblick, da sie sich entfernte. Sie dankte korrekt, gleichgültig, mit zwei einsilbigen englischen Wörtern. Während dieser Zeit belauerte mich ihr Gemahl aus den Winkeln seiner Schlitzaugen, ohne die Hand an seine Kopfbedeckung zu erheben. Am Abend aß man zur gewohnten Zeit in dem gemeinsamen Speisesaal. Unter den Petrollampen, die ein kärgliches Licht verbreiteten, das durch Lampenschirme aus emailliertem Eisenblech noch abgeschwächt wurde, kostete ich die mehlige Creme eines Soya-Törtchens, das mit Lychee-Sirup gewürzt war. Die chinesischen Gäste ließen dabei das ständige Klappern ihrer Holzstäbchen hören. Plötzlich gab es mir einen Ruck.

An der Ecke des Tisches war auf dem Tischtuch ein Finger erschienen, ein behaarter Finger, ein menschlicher Finger. Alsbald kam ein zweiter Finger zum Vorschein und klammerte sich neben dem ersten am Rand des Tisches fest.

Der Mittelfinger und der Ringfinger folgten. Nur der Daumen blieb verborgen. Dann, plötzlich, verschwanden die vier Finger. Ich hatte mein Kaltblütigkeit wiedergefunden. Zweifellos sammelte irgendein Diener, der auf dem Boden kauerte und durch die Falten des herunterhängenden Tischtuches verdeckt wurde, die herumliegenden Krumen. Da mir aber diese unsichtbare Nachbarschaft gar nicht gefiel, schob ich meinen Stuhl zurück, und indem ich mich nach vorn neigte, hob ich mit dem Handrücken das Tischtuch hoch. Der Raum zwischen den Tischbeinen war leer. Als ich mich bestürzt wieder aufgerichtet hatte, kreuzte sich mein Blick mit demjenigen des Chinesen, der mir gegenübersaß. Ueber die Maskes eines alten Götzengesichts glitt ein Lächeln, das schlaue Lächeln des Gelben. Seine Frau aß gleichgültig weiter, die Augen auf ihren Teller gesenkt. Sie hatte scheinbar nichts gesehen.

War es eine Halluzination? War ich durch eine Droge des Fernen Ostens vergiftet?

Kaum hatte diese Frage mein Hirn durchkreuzt, als zögernd der Finger wieder erschien. Dann ein zweiter. Dann alle andern. Und ohne daß ein Arm nachgefolgt wäre, sah ich eine abgeschnittene, dunkle und behaarte Hand auf mich zukommen.

In derselben Sekunde war ich aufgesprungen.

Sie liegt hier vor mir, diese Hand, auf eine Korkplatte genagelt, in einem Glaskästchen. Ich betrachte sie bisweilen mit Wohlgefallen. Und unter dieser Mumienhand von natürlicher Größe kann man die Worte lesen, die ich geschrieben habe:

Krebsspinne
In Penang am 28. Mai 1926 erbeutetes Exemplar
Biß gefährlich, oft tödlich

Am Tage nach meiner Rückkehr nach Europa bekam ich einen Briefumschlag mit dem Postzeichen von Malakka zugestellt. Er enthielt ein kleines weißes Taschentuch, das ich wiedererkannte.

Aus dem Buch «Seltsame Erinnerungen» von Maurice Sandoz, in kleiner Auflage herausgekommen im Verlag Gebr. Fretz AG., Zürich. Deutsch von Gertrud Droz-Rüegg

ALBRECHT DÜRER, NÜRNBERG 1471–15[illegible] DER KNABE JESUS UNTER DEN SCHRIFTGELEHRTEN

AUS DER SAMMLUNG SCHLOSS ROHONCZ

Unter diesem zunächst einigermaßen mysteriösen Namen hat der seither verstorbene Baron Heinrich Thyssen in der Zeit zwischen den beiden hinter uns liegenden Kriegen in Deutschland mit beträchtlichem Ehrgeiz und mit außergewöhnlichem Einsatz eine umfassende Kunstsammlung musealen Charakters zusammengebracht. Sie nahm viele der besten Stücke vor allem aus den nach dem Sturz des Kaisertums sich auflosenden alten deutschen Fürstensammlungen und nach der schweren Wirtschaftskrise von 1929 auch einige hervorragende Meisterwerke aus amerikanischem Besitz auf. Nach einer sensationell wirkenden Ausstellung in der Neuen Pinakothek zu München im Jahre 1930, die Anlaß zu einigen vorteilhaften Modifikationen gab, wurde die umfangreiche Sammlung nach Lugano in den für Konrad von Beroldingen erbauten Palazzo

HANS HOLBEIN d. J. 1497/1498 AUGSBURG – 1543 LONDON: HEINRICH VIII.

HANS MEMLING um 1433 MOMLINGEN b. MAINZ † 1494 BRUGGE. DIE HEILIGE VERONIKA

gebracht. In absehbarer Zeit soll sie nach dem Abschluß der nötigen Adaptionen öffentlich zugänglich gemacht werden. — Die «Sammlung Schloß Rohoncz», die ihren Namen von einer ungarischen Besitzung her trägt, hat ihren Schwerpunkt durchaus bei den Alten Meistern und darin wieder bei den sogenannten Primitiven, den meist auf Holz gemalten Tafeln der frühen Deutschen, Niederländer und Italiener. Aber auch die späteren Schulen sind so reich dokumentiert und mit einzelnen künstlerisch so bedeutenden Werken gehöht, daß die ganze Abfolge einen geschlossenen und zureichenden Ueberblick über die Entwicklung der abendländischen Malerei erlaubt. Der von den Gemälden vermittelte Eindruck wird bedeutend erweitert durch eine vielseitig angelegte und glücklich gewählte Abteilung der sogenannten arts mineurs, die bei uns unter der Bezeichnung Kunstgewerbe zusammengefaßt werden, umfassend auserlesene persische Teppiche, Skulpturen in Holz und Stein, kostbares Kirchengerät, Gobelins, französische Möbel des 18. Jahrhunderts. Die Auswahl von Reproduktionen, die hier aus diesem reichen Bestande dargeboten wird, geht darauf aus, dem Betrachter einen nach Motiven und Zeiten abwechselnden Einblick zu vermitteln und ihn mit dem geheimnisvollen und wunderreichen Phänomen der Kunst in Verbindung zu bringen.

Unsere Kenntnis der erhaltenen künstlerischen Dokumente vergangener Zeiten ist zufällig und trümmerhaft. Schmerzlich viel Schönes ist Zerstörungen oder dem lebendigen Wandel des Geschmacks anheimgefallen. Und mit den Akten in den Archiven, die sich auf Künstler und Kunstwerke beziehen, steht es kaum besser. Um so ungewöhnlicher und erfreulicher ist es darum, wenn einmal, wie beim Weihnachtsbild des JACQUES DARET, Akten und Werke zusammenstimmen. Der unlängst verstorbene große belgische Kunstforscher Hulin de Loo konnte mit überzeugender Kombination nachweisen, daß Jan du Clercq, der Abt des Klosters St. Vaast in Arras 1434 bei Jacques Daret in Tournai einen Altar in Auftrag gab, von dem sich vier Flügeltafeln erhalten haben: zwei im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin, eine in der Stiftung Tuck im Museum der Stadt Paris (Petit Palais) und eine aus dem Besitz von Pierpont Morgan in der «Sammlung Schloß Rohoncz». Daret war mit Roger van der Weyden Schüler des Robert Campin in Tournai, der wohl mit dem sogenannten «Meister von Flémalle» gleichzusetzen ist. Er war also mit den beiden bedeutendsten Meistern der südniederländischen Malerei in enger Verbindung, freilich ohne ihnen an künstlerischem Range nahezukommen. Man weiß von ihm, daß er auch Entwürfe für zu wirkende Bildteppiche und für Festdekorationen anläßlich der Hochzeit Karls des Kühnen in Brügge entworfen hat.

Als Christus auf seinem Leidensweg das Kreuz nach Golgatha schleppte, begegnete ihm eine fromme Frau, Veronika. Die trocknete ihm mit einem Tuch den Schweiß vom Gesicht. Durch ein Wunder prägte sich dabei das Antlitz Christi darauf ein. Deshalb

GENTILE BELLINI, VENEDIG 1429 1507: MARIÄ VERKÜNDIGUNG

PAOLO VERONESE. 1528 VERONA — 1588 VENEDIG FRAUENBILDNIS

GIULIO ROMANO, 1499 ROM – 1546 MANTUA PRINZ AUS DEM HAUSE MEDICI

DONATO BRAMANTE, *um* 1444 URBINO 1514 ROM: ECCE HOMO

wird auf dem kleinen, köstlich zart und rein empfundenen Täfelchen MEMLINGS die Heilige Veronika dargestellt, wie sie das Schweißtuch Christi vorweist, dem irdischen Menschen als Mahnung und Hinweis auf den Weg zum ewigen Heil. Der mittelalterliche Mensch lebte in einer Welt, in der Legende, Traum, Märchen Wirklichkeit waren. Die Passion Christi wurde nicht historisch nachempfunden, sondern als unmittelbare Gegenwart miterlebt. Die naturalistische Anschauung wurde durch ein sicheres Gefühl für einprägsame Bildwirkung geklärt und gereinigt und dadurch höher getrieben. Der mittelalterliche Maler schaffte aus der Vorstellung heraus, so wie er eine Sache mit seinem inneren Auge erschaute. Daher erwuchs ihm die Herz und Sinn bewegende geistige Intensität. Dazu kommt für die Bildwirkung bei den frühen Niederländern ein außergewöhnlich sorgfältiges und entwickeltes malerisches Handwerk, das der farbigen Haut feste Dichte und zugleich den durchsichtigen Schmelz des Emails verleiht.

Italien ist das Mutterland der abendländischen Kunst. Die Reste griechischer und römischer Bauten und Skulpturen ragen trümmerhaft, doch mit Maßstab gebender Größe und voll großartig ungebrochenen Lebensgefühls noch überall aus dem kulturgetränkten Boden. Zur selben Zeit etwa, als in den burgundischen Niederlanden das köstliche Wunder der altniederländischen Malerei unter Jan van Eyck und Roger van der Weyden aufbluhte, entwickelte sich am stolzen Baume der italienischen Kunst ein mächtiger neuer Ring: die Frührenaissance, deren Streben dahin ging, die dritte Dimension, die Raumtiefe, dem Bilde zu erobern, den Menschen körperhaft herauszubilden und dadurch als kraftvolle Gegenwart erleben zu lassen. Für dieses Ringen um die Perspektive, die lange eine gehütete Geheimwissenschaft war, ist die dem GENTILE BELLINI zugewiesene venezianische Verkündigung ein schönes und anschauliches Beispiel. Die üppig entwickelte Architektur mit den jähen Verkurzungen der tiefen Gassenfluchten, die nicht gefühlsmäßig, sondern in lichter Tageshelle kontrollierbar bleiben, war dem Künstler so sehr das Hauptanliegen, daß die zart empfundene Szene der Verkündigung fast wie ein bloßer Vorwand erscheint.

Auch in dem auf rationale Klarheit ausgehenden Italien gab es gefühlhaft mystische Wellen. Ein starker Ausdruck einer solchen tiefen religiösen Erregung ist die Darstellung des leidenden Christus, der seine Wundmale vorweist. Entstanden in Mailand um 1490, sei es als Arbeit des großen Architekten Bramante, sei es von der Hand seines Nachfolgers BRAMANTINO, wirkt das Ecce homo-Bild in seiner skulptural-monumentalen Haltung und der leonardesken, aufgewühlten Plastik des Faltenwurfes wie ein leidenschaftlicher Protest gegen die unerhört luxuriöse und sittenverderbte Hofhaltung des Lodovico il Moro.
ALBRECHT DÜRER befand sich im Jahre 1506, dreißig Jahre alt, ein zweitesmal in Venedig, um in die Schönheit der italienischen Malerei und in die Geheimnisse der Perspektive einzudringen, nicht zuletzt aber auch, um der nordischen Enge zu entfliehen und sich innerlich zu weiten. Im kollegialen Umgang mit den besten Meistern, insbesondere mit dem großen Giovanni Bellini, der zwar «schon alt, aber immer noch der beste» sei, muß er den großen Unterschied

zwischen der klaubelnden, langsam und umständlich sich entwickelnden nordischen Arbeitsweise und dem flüssiger und freier vor sich gehenden südlichen Arbeitsgang empfunden haben. Es mag sein, daß er wegen der zeitraubenden Vorarbeiten, denen leicht die spontane schöpferische Eingebung zum Opfer fallen konnte, geneckt worden ist. Solchen Umständen wird wohl die Darstellung des mit den Schriftgelehrten disputierenden zwölfjährigen Christus seinen Anlaß verdanken. Denn Dürer notierte auf dem Bilde, er habe es in fünf Tagen gemalt, während er sonst doch viel mehr Zeit brauchte. Indessen kann sich dieser erstaunlich moderne und privat anmutende, vielleicht auf einen Wettstreit deutende Vermerk nur auf die eigentliche Malarbeit beziehen. Die vielen genauen und sorgfältigen, ergreifend schönen Zeichnungen zu Händen und Köpfen beweisen nämlich, daß auch hier das übliche Prozedere nicht umgangen worden ist. In seiner raumlosen Enge und der Angst vor «leeren» Stellen lebt auch dieses Werk Dürers vor allem von der eigentümlich beseelten expressiven Sprache dieser Hände und Köpfe. Die Venezianer werden Augen gemacht und das völlig Unitalienische noch stärker als wir empfunden haben.

Die schöne und lange Reihe ausdrucks- und charaktervoller Bildnisse ist der besondere Glanz- und Ehrenpunkt der spätgotischen deutschen Malerei. Und darunter bezeichnen die Bildnisse HANS HOLBEINS DES JÜNGEREN die stolze, einsame Höhe. Als Sohn eines Vaters, der in Augsburg selber schon ein bedeutender Bildnismaler gewesen war, kam er nach Basel, kurz ehe die hereinbrechende Reformation das kirchliche Altarbild, das bis dahin das eigentliche Reich und das Fundament der bildenden Künste gewesen war, die Künstler bei uns auf das Bildnis und auf dekorative Arbeiten beschränkte. Da der Boden damit zu karg wurde, entschloß sich Holbein zur Uebersiedlung nach London. Doch auch in der neuen Heimat führte die kirchenreformatorische Bewegung bald eine entscheidende Aenderung der kirchlichen Gebräuche herbei. Holbein fand sein Auskommen als Entwerfer von Festdekorationen, Schmuck und allerlei dekorativem Gerät, vor allem aber als Porträtmaler, zunächst im Kreise der deutschen Kaufmannschaft, bald aber auch am prunkvollen Hofe des gewalttätig großartigen Königs Heinrich VIII. In seinen englischen Bildnissen zieht Holbein, der zeitlich letzte in der kraftvollen Schar spätgotischer deutscher Maler, mit später Reife und souveräner Distanz die Summe vieler Einsichten und Erfahrungen in einprägsam knapper Formulierung. Eine Zeit hatte sich erfüllt. Holbein schritt über sie hinaus und wurde zum Phänomen. — Das im Format kleine Porträt Heinrich VIII., das einzig authentische, das sich von Holbein nach ihm erhalten hat, ist von juwelenhaft kostbarem Reiz der Oberfläche. Durchsichtige Klarheit der Linienfuhrung wird darin mit natürlich anmutender Selbstverständlichkeit erreicht. Wie alles Große, ist das Bild voll hintergründiger Geheimnisse.

Ein Vergleich zwischen Holbeins Fürstenporträt und dem etwa gleichzeitig entstandenen Bildnis eines jungen Italieners, das als Arbeit des GIULIO ROMANO gilt, der ein Mitarbeiter Raffaels und ein Zeitgenosse Holbeins war, macht den großen Unterschied zwischen nördlicher und südlicher Porträt- (und damit Menschen-) Auffassung deutlich. Während für Holbein die Aufzeigung des Charakteristischen die selbstverständliche Hauptsache ist, geht es dem Italiener zuerst um die Darbietung des Schönen, Lichten, farbig Wohlklingenden. Das Geheimnis liegt an der Oberfläche.

In fast stürmisch verlaufender Entwicklung wuchs die Malerei in Venedig in die volle Spätrenaissance hinein. Ihre großen Meister: Tizian, Veronese, Tintoretto, haben ein Ideal vom Menschen entwickelt, wie es so edel, so herrlich frei und groß seither nie mehr geformt worden ist. Und sie haben ihre irdischen Träume mit einer prachtvoll direkten, malerisch reichen

FRANS HALS, *wahrscheinlich* 158? ANTWERPEN — 1666 HAARLEM: FAMILIENBILDNIS

und sicheren Pinselsprache hinzuschreiben gewußt, die noch heute unmittelbar mitreißt. VERONESE, der Maler bewegter, prächtiger Gastmähler voll gehaltener Lebensfreude, ein männlich gesunder Geist, hat auch in diesem Bildnis einer jungen Frau, die mit großen Augen an uns vorbeischaut, seinen herrlich beherrschten musikalischen Bildrhythmus.

Die Malerei des 17. Jahrhunderts im protestantischen Holland ist eine Welt für sich, durch die Rembrandt seine unverstandene eigene Bahn zieht. Als unkirchliche, bürgerliche, ganz nur der Erde und ihren schlichten Dingen verhaftete Malerei ist sie in ihren besten Leistungen ein völlig erstaunliches Phänomen, in dem schon vieles vom Geist der Malerei des 19. Jahrhunderts vorweggenommen ist. Zu welcher Höhe sie sich auch ohne geistige Ideale zu erheben wußte, dafür ist das große Familienbild des FRANS HALS ein magistrales Beispiel. Eine Familie im Sonntagsstaat, Mann und Frau, Sohn und Tochter und dazwischen ein Negerdiener, locker aufgereiht vor Laubgebüsch im Freien, mit einem Durchblick in die Weite des Landes — das ist der ganze,

JACOB VAN RUIJSDAEL, HAARLEM 1628 - 1682: WINTERLANDSCHAFT

recht einfache Bildinhalt. Aber das ist mit so vitaler und erdhaft gesunder Lebensfreude aufgefaßt und mit solch prachtvoll hinreißender Verve in kühnen, eiligen Pinselstrichen saftig hingesetzt, daß man schlechtweg heiter und fröhlich wird dabei und unmittelbar überzeugt ist, vor einem rechten Zauber- und Meisterstück zu stehen. — Als der üppige Baum der holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts anfing seine Kraft zu verlieren, trieb er spät noch einmal eine große, reife Frucht: den Landschaftsmaler JACOB VAN RUIJSDAEL. Nicht mehr wie seine vielen Vorgänger war er ein abschreibender Naturalist. Er war ein von dunklen und schweren Stimmungen erfüllter Dichter und Träumer. Was er draußen sah, das bewegte er in seinem Inneren, ehe er es, mächtig erhoben, niederschrieb. Das macht seine Bilder so dicht und voll. Darum wohl auch fühlte sich Goethe zu seinem großen Aufsatz über ihn veranlaßt.

Walter Hugelshofer

JUGENDERINNERUNGEN

VON MAURICE MAETERLINCK

Der Waschzuber

Das Landhaus meiner Eltern stand in Ostacker, einem behäbigen Dorf in der Umgebung von Gent. Das Gebäude lag nahe am Wasser, seine Frontlinie folgte dem Lauf des Terneuze-Kanals, der Gent mit Holland und dem offenen Meer verbindet. Zwei Reihen hoher, schattiger Ulmen säumten den schönen Wasserweg. Es sah aus, als ob die Schiffe, Dampfer aus London und Liverpool, mitten durch unseren Garten glitten. Auf dem Treidelweg der Uferböschung liefen die kleinen Jungen und riefen: «Kapitän, Kapitän, schenk uns was!» Dann warfen die Kapitäne wohl kleine Münzen herüber, und die Jungen balgten sich darum.

Eine berühmte Handleserin mit bemerkenswerten medialen Fähigkeiten sagte mir einmal: «Nehmen Sie sich vor dem Wasser in acht, das ist die große Gefahr, die Ihnen droht.» Wie alle Wahrsagerinnen sah sie wohl deutlicher Begebenheiten der Vergangenheit als Ereignisse der Zukunft. Ein Graphologe hat einen ganz ähnlichen Hinweis in meiner Handschrift gefunden. Warum auch nicht? Was ist nicht alles möglich, seit wir durchschauen, was niemand zuvor erkannte, seit wir wissen, was vor einem halben Jahrhundert niemand ahnte! Sooft wir Buben am Waschhaus vorübergingen, bewunderten wir den großen Waschzuber, der mächtig und würdig auf seinem Dreifuß stand. Mehr als einmal hörten wir unseren Vater sagen, ein solches Faß, aufs Wasser gesetzt, könne gut und gern einen Mann tragen, vielleicht sogar zwei. Diese Worte fielen nicht in taube Ohren. Ich nahm mir vor, bei der ersten günstigen Gelegenheit das Abenteuer zu wagen.

Eines Morgens kommt mir die Köchin am Fuß der Treppe entgegen und sagt, meine Eltern seien nicht zu Hause. Sie seien ausgegangen, ohne zu hinterlassen, wohin. «Wahrscheinlich sind sie in Gent», fügt die Köchin hinzu. «Die gnädige Frau hat nichts über das Mittagessen gesagt, die Herrschaften kommen wohl erst abends zurück. Was soll ich nur kochen?»

«Zuerst ein Suppenhuhn mit reichlich Sellerie und Gürkchen, Schokoladencrème mit Makronen, ein Dutzend Vanillewaffeln, dann zwölf Apfelplätzchen, dann ...»

«Also, das genügt! Das Huhn will ich in den Topf legen. Aber mit dem Rest werde ich warten, bis die gnädige Frau zurückkommt.»

Ich rufe meinen Bruder und sage ihm, jetzt oder nie ist der Augenblick, den Waschzuber auszuprobieren. Wir laufen zum Waschhaus. Der Sohn des Gärtners, älter und stärker als wir, hilft uns; mit vereinten Kräften gelingt es, das mächtige Faß zum Kanalufer zu rollen und aufs Wasser zu lassen.

Seit Tagen war ich auf diese Kahnfahrt vorbereitet. An die beiden Enden einer Bohnenstange hatte ich zwei Brettchen genagelt, so daß ich über ein primitives Paddel verfügte.

Der Waschzuber schwimmt. Meine Kameraden halten ihn, während ich vorsichtig einsteige und darauf bedacht bin, das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Schließlich sitze ich bequem in der Mitte meines runden Fahrzeuges und gebe das Signal zum Aufbruch. Mit einer Hopfenstange, die weiter reicht als mein Rudergerät, stoßen mich die Freunde vom Ufer ab und auf das offene Wasser. Beim ersten Ruderschlag beginnt sich mein Waschzuber wie ein Kreisel zu drehen. So gut ich kann, halte ich diese beängstigende Bewegung auf. Aber ich merke, Navigieren ist nicht so vergnüglich, wie ich mir vorgestellt habe. Ich muß sehr bedächtig vorgehen, muß ganz flache, vorsichtige Paddelschläge nach rechts und links abwechseln lassen, darf mich weder nach der einen noch nach der anderen Seite beugen; denn mein kleines Boot zeigt eine bedenkliche Neigung zum Kippen. Ich bin mir darüber klar, daß es bei der leisesten unüberlegten Bewegung umschlagen und mich auf den Grund des Kanals versenken wird. Aber ich befinde mich nun schon in der Mitte des Wasserarms. Wenn mir ein Vorwand einfiele, mich mit Anstand aus der Affäre zu ziehen, kehrte ich ohne Zögern zum Ufer zurück; aber meine Eigenliebe sträubt sich dagegen. Plötzlich höre ich durchdringende Schreie und sehe auf der Uferböschung meine Eltern. Meine Mutter jammert laut und schwenkt verstört ihre Arme, der Vater versucht, sie zu beruhigen und festzuhalten. Aber sie reißt sich los und läuft zurück bis zu einer Drehbrücke, etwa 350 Meter kanalaufwärts.

Mit Entsetzen höre ich in diesem Augenblick die Sirene eines großen Frachtdampfers, der ungeduldige Signale gibt, damit man ihm die Drehbrücke öffne. Erhält er freie Fahrt, muß er mich in wenigen Augenblicken erreichen, die Besatzung wird mich nicht sehen, ich bin verloren. Mein Vater tritt an den Rand der Böschung vor, winkt mir, ich solle zurückkommen, redet mir freundlich zu, nicht den Kopf zu verlieren und langsam paddelnd auf das Ufer zuzuhalten. Ich hätte genug Zeit. Unterdessen hat meine Mutter die Brückenwärter bewogen, die Drehbrücke nicht in Bewegung zu setzen, solange ich in Gefahr bin. Unbehelligt gewinne ich das Ufer. Mein Vater packt mich beim Kragen und trägt mich in sein Zimmer. Und während er sich die Freudentränen aus dem Gesicht wischt, verabfolgt er mir die fürchterlichste Tracht Prügel, die ich in meiner Karriere als abtrünniger Engel bezogen habe.

Meine Mutter kommt atemlos gelaufen, unterbricht die Strafaktion. Ich reibe mir den schmerzenden Körperteil, sie schließt mich in ihre Arme, daß ich zu ersticken meine. Dann frottiert und massiert sie mich mit heißen Tüchern, als wenn ich triefend naß aus dem Wasser gekommen wäre, wickelt mich in warme Decken, und so muß ich bis zum Abend liegen. Man gibt mir Milch und Ei zu trinken, was mir ein Greuel ist, und ich habe doch solchen Hunger. Ohne mir etwas anmerken zu lassen, wittere ich die verheißungsvollen Düfte des schönsten Pot-au-feu, den die Jahreszeit zu bieten hat. Man ißt ohne mich, in dem wunderbar kühlen Speisesaal, der mir unter meinen heißen Decken verlockend erscheint wie jene Grotte mit Säulen aus Schnee und Eis, die ich einmal in den Wäldern der Ardennen gesehen habe.

Gustav

Unser dritter Hund war ein hellbrauner Pudel, ein sehr kluges Tier, wie alle Pudelhunde. Er hatte etwas von einem jovialen Humoristen oder einem Hanswurst. Ich weiß nicht, wie er zu dem Namen Gustav kam. Seine Redlichkeit war bei uns sprichwörtlich. Man konnte auf dem Küchentisch eine Hammelkeule stehenlassen, Koteletten oder ein Viertel von einem Rindsrücken, er setzte sich auf einen Stuhl, ließ die Fleischwaren nicht aus den Augen und rührte sie niemals an.

Entfernte sich die Köchin einen Augenblick vom Herde, um in den Keller hinunterzusteigen oder im Garten ein Lorbeerblatt, ein Büschel Thymian zu pflücken, dann erlaubte er niemandem den Eintritt in das Küchenheiligtum. Er kreiste um den Tisch, als wolle er Schatten unsichtbarer Diebe verscheuchen.

Eines Tages wurde seine Moral brüchig, zunächst unmerklich, schließlich ging es endgültig mit ihm bergab.

Kleine Fleischstücke, Koteletten, Bratwürste, Blutwürste verschwanden spurlos. Bald kamen größere Brocken an die Reihe, eine angeschnittene Hammelkeule, ein halber Kalbskopf, eine Scheibe Rindslende verflüchtigten sich, wie mit dem Zauberstab berührt. Unser Küchengeist lief außer sich vor Entrüstung zu meinem Vater. Gustav zu verdächtigen, wagte keiner, sein Ruf war unantastbar, er galt für unbedingt ehrlich. Man gab mir aber doch den ehrenden und delikaten Auftrag, auf sein Kommen und Gehen ein Auge zu haben. In einer Ecke unserer geräumigen Küche stand ein Bratenwender. Durch das Mauerloch, in dem der drehbare Spieß ruhte, konnte ich Gustav beobachten. Auf dem Tisch lag, wie zufällig und recht in die Augen fallend, ein Kalbsrippenstück. Was tat der Pudel? Er ließ mich nicht lange warten. Mit einem prüfenden Blick stellte er fest, daß er allein in der Küche war, dann schnappte er zu und ergriff das Kalbsrippenstück, stieß die Küchentüre auf und machte sich, querfeldein, im Galopp aus dem Staube. Ohne Mühe fand ich seine Fährte im jungen Gras. Sie führte zu einem Nachbarhof. Mein Vater suchte den Bauern auf und hörte, der habe rechten Aerger mit seiner läufigen Hündin. Unser Gustav reiße täglich ein frisches Loch in die Hecke. Es sehe ganz so aus, als brächte er seiner Schönen etwas mit, was ihm hinderlich sei, wenn er sich durch die Umzäunung zwänge. Sie hätten auch schon bei der Hütte der Hündin Knochen von Hammelkeulen und Hühnchen gefunden, die nicht aus der Ferme stammen könnten. Um der Geschichte auf den Grund zu gehen, ritzten wir mit der Säge zwei parallele Kerben in einen Markknochen, an dem noch etwas Fleisch hing. Am nächsten Tage markierten wir eine Kalbsrippe. Der gute Nachbar fand die unseren Gustav belastenden Knochen tatsächlich bei sich auf dem Hof. Damit war der Beweis erbracht, niemand konnte mehr zweifeln, Gustav hatte eine Geliebte, die er in generöser Weise aushielt. Aus Liebe war er zum Dieb geworden. Wir wußten nicht, sollten wir ihn prügeln oder bewundern. Schließlich schien es am einfachsten, ihm den Zugang zu Küche und Anrichte zu sperren und ihn zeitweilig an die Kette zu legen. Nach dem Titel eines schlechten, aber vielgelesenen Romans von Paul de Kock nannten wir ihn fortan «Gustav, das mauvais sujet».

Paul Verlaine liest aus seinen Werken

Verlaine reiste durch Belgien. Der Dichter Grégoire Le Roy, Charles van Lerberghe und ich nahmen den Vorstand des Kunst- und Literaturzirkels der ehrenwerten Stadt Gent beiseite. Unschwer überzeugten wir die Herren, sie dürften sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, Verlaine zu einem Vortragsabend zu gewinnen.

Eines Morgens holen wir unseren Gast von der Bahn. Ein gewisser Jean Casier begleitet uns, der Sohn eines stockkatholischen Senators — sein Vater hatte den Papst einmal angegriffen, weil er die Renaissance-Nuditäten im Vatikan dulde. Der junge Casier bewunderte Verlaine, seit er «Sagesse» gelesen hatte; er hielt unter dem Eindruck dieser Lektüre den Dichter für einen Heiligen.

Der Brüsseler Zug fährt ein, der Bahnhof ist fast menschenleer. Ein Fenster der dritten Klasse wird mit großem Lärm heruntergelassen, und im Rahmen erscheint das Faunsgesicht des alten Dichters, der laut ruft: «Ich nehme ihn mit Zucker!» Offensichtlich ist das seine Grußformel, wenn er unterwegs ist, sein Losungswort, ein Kriegsschrei — Verlaine trinkt seinen Absinth mit Zucker. Wir fraternisieren lebhaft, bemächtigen uns seines Gepäcks, einer buntbestickten, schon etwas fadenscheinigen Reisetasche. Es ist keine Zeit zu verlieren. Man nimmt in einem Wagen Platz, einer «Vigilante», sagten wir damals noch wie zur Zeit Louis Philippes. Und schon sind wir auf dem Wege zur «Taverne Saint-Jean», dem ersten Restaurant der Stadt, in dem uns ein herrliches Mittagessen erwartet. Gastgeber ist der etwas bleichsüchtige Sohn des sehr kirchlich gesinnten Senators.

Verlaine strahlt und lächelt wie ein bärtiger Engel. Man bietet Portwein an; aber der Dichter zieht Genever vor. Als wir uns an den blumengeschmückten Tisch setzen, fragt er mit franziskanischer Einfalt: «Wo sind hier die Latrinen?» Eine Wolke zieht vorüber. Der seraphische Jean Casier klammert sich an die Armlehnen seines Sessels, um nicht die Fassung zu verlieren. Verlaine kommt wieder und — von Sekunde zu Sekunde heiterer — setzt er uns ins Bild, daß alles in Ordnung sei. Das Mahl beginnt und nimmt den ungezwungensten Verlauf. Unser Gast glaubt sich wohl in einem größeren Bistro. Er erzählt charmante Anekdoten, deren Pointen zuweilen recht obszön sind. Unser heiliger Casier, der sie nicht versteht, nimmt sie für geistvolle Anspielungen.

Ich weiß, daß sich der gute Verlaine schnell vergißt, wenn ihm gute Marken vorgesetzt werden. Diskret zügle ich den Eifer des Maître d'Hôtel und wende kein Auge von unserem Gast, der heute abend vor einem anspruchsvollen und nicht sehr entgegenkommenden Publikum zu sprechen hat.

Wie ich ihn so betrachte, werde ich mir klar, daß die Kleiderfrage noch der Lösung harrt. Verlaine trägt ein Flanellhemd, rosa und grau; um die Wahrheit zu sagen, mehr grau als rosa. Es ist hochgeschlossen, und an die Stelle der Krawatte tritt ein leicht beängstigender Bindfaden mit Quasten. Ich deute an, daß ein weißes Hemd mit gestärktem Kragen nicht zu umgehen sein wird. Wir könnten in ein mir bekanntes Herrenwäschegeschäft gehen. Wohlwollend zeigt er sich bereit. Der Ladeninhaber legt ihm Wunderwerke vor, steif und glänzend wie unzerstörbare Chitinpanzer. Verlaine schiebt sie verächtlich beiseite. Was er braucht, ist ein dreieckiges, gestärktes Vorhemd, wie es die besseren Commis einer Weinhandlung tragen. Das ist praktischer, kostet weniger und gefällt ihm.

Nachdem er so ausgestattet ist, muß er den Nachmittag über beschäftigt werden, ohne sich selbst überlassen zu bleiben. Seit er die Qualitäten eines Genevers «Haselt vieux système» entdeckt hat, zeigt er eine gefährliche Neigung, die schlichtesten Kneipen den berühmten Sehenswürdigkeiten unserer Stadt vorzuziehen.

Schließlich wird es doch Abend . . .

Grégoire Le Roy, der Bildhauer Georges Minne und ich sind alle drei gute Boxer. Wir haben die Saalpolizei übernommen, falls die Sitzung stürmisch werden sollte. Der Zuhörerraum ist fast voll. Verlaine, durch den Präsidenten des Literatur- und Kunstvereins vorgestellt, tritt an die Rampe und verneigt sich würdig. Im Publikum entsteht eine kleine Bewegung, die uns mißfällt; wir halten uns bereit. Der Dichter setzt sich an den Tisch auf dem Podium und liest — sich hin und wieder etwas überstürzend — einige Dutzend Verse. Aber bald bringt er die Manuskriptseiten durcheinander, verliert den Zusammenhang, allerdings ohne beunruhigt zu scheinen. Plötzlich reißt ein Billardspieler aus dem Saal nebenan die Türe auf, hört kurz zu, den Billardstock in der Hand, und während er sich geräuschvoll zurückzieht, murmelt er: «Der Mensch ist betrunken.» Fortsetzung Seite 140

Kleine Berglerin auf Skiern. Photo Werner Bischof ▸

Eine Wandertruppe führt polnische Nationaltänze vor

Aufräumungsarbeit in Warschaus wichtigster Geschäftsstraße

Zigeunerin bei der Morgentoilette im Wagenlager

Hinter dem Eisernen Vorhang

Photos Werner Bischof, Seite 68

Sommer 1948 in Polen. Die Umrisse eines ehemaligen Warschauer Wolkenkratzers ragen in den Abendhimmel. Ringsherum stehen wie Trabanten andere, nicht weniger stark ausgehöhlte Geschäftshäuser. Durch dieses trostlose Feld der Zerstörung zieht sich die Hauptverkehrsstraße Warschaus, die «Ulica Marchakovska». Hinter Bretterverschalungen, in der sommerlichen Hitze und dem fürchterlichen Staub räumt die Jugend Polens riesige Haufen von Schutt mit Pickel und Spaten beiseite. In militärischer Ordnung und unter militärischer Führung sind diese Jugendlichen zu Arbeitsbrigaden zusammengeschlossen. Jeder ist dazu verpflichtet; es ist die Vorbereitung zum eigentlichen Heeresdienst. Neugierig kamen sie gelaufen und wollten von unserem Mitarbeiter wissen, ob er eine Erlaubnis zum Photographieren habe, ob er Engländer oder Amerikaner sei, warum er gerade sie knipsen wolle, wo doch die 21. Brigade die beste sei. Dann kam ein Unteroffizier und jagte alle zur Arbeit zurück.

Krakow ist unbeschädigt geblieben; die Marienkirche, die Universitätsbibliothek und das Schloß Wawel, alles kann man besuchen wie zuvor. Im Innenhof des Schlosses recken einige hundert kahlgeschorene Rekruten die Köpfe, um den Vorführungen polnischer Nationaltänze auf einer Bühne folgen zu können. Das ist nicht irgendein Theater, das hier sein Gastspiel gibt — unten in der Stadt hängen grelle Plakate mit der Aufschrift «Ballett; Dom Wojska Polskiego», das heißt «Haus der polnischen Armee» und entspricht unserer Abteilung «Heer und Haus».

Morgensonne über polnischen Zigeunern in ihrem Wagenlager bei Poznan. Eine junge Frau hat das Bruchstück eines Spiegels auf die Knie gelegt und windet sich ein leuchtend orangefarbenes Tuch um ihr Haar.

Bei den Fischern vom Pazcuaro-See

Photos Helene Fischer, Seite 70

Im weitgebauten, bergigen Hochland Mexikos leben um den Pazcuaro-See herum seit unvordenklichen Zeiten die Purapecha-Indianer, Tarascos genannt. Sie haben in ihrer abgeschiedenen Gegend durch die Jahrhunderte hindurch vieles unversehrt bewahrt: ihre farbenfreudige Tracht (man erkennt sie an den rot-schwarzen Ueberwürfen), ihre feinnervige Weber-, Töpfer- und Schnitzerkunst, eine Reihe uralter Bräuche — und das Mißtrauen gegen die Weißen. Den Enten stellen sie vom einbaumartigen Kanu aus nach. Sie schleudern Holzspeere mit eisernen Spitzen in die Wasservogelschwärme und holen hernach die getroffenen Tiere und die treibenden Speere aus dem Wasser heraus. Das Fleisch wird zum Teil für die tagelang währenden Feste zubereitet, zu denen die Tarascos aus dem eintönigen Dasein ihrer Weiler in Massen zusammenströmen. Dabei geben sie sich mit gleichem Eifer dem Gottesdienst in ihrer Kirche hin — sie sind glühende Katholiken — wie nachher den weltlichen Festlichkeiten des Tafelns, Singens und Tanzens. Weitherum berühmt ist ihr Mummenschanz, besonders der beliebte «Tanz der alten Männer», der auf Tanzriten tief in der vorspanischen Zeit zurückgeht. Die Mitwirkenden tragen Holzmasken, grotesk verzerrte greisenhafte Runzelköpfe darstellend; ein Stab in der Hand und der wankende Schritt gebückter Gestalten deuten die Bürde der Jahre an; schrille Musik ertönt. In andern Tänzen bricht das ungestüme, kriegerische Temperament durch, das diesen Menschenschlag vor den eher zum Stoizismus neigenden übrigen Indianern auszeichnet.

Sind die Feste ausgefeiert, so ziehen die Tarascos wieder ihren Heimstätten zu. Dort kann der Wanderer an Dörfern vorbeikommen, die schon zu recht früher Abendstunde tief in Schlaf versunken sind und um die zarte Fischernetze aufgespannt sind gleich silbernen Zaubergeweben, welche die bösen Mächte von den Schläfern fernhalten sollen.

In der verlassenen Stadt Aspen

Photos Ferenc Berko, Seite 71

In der Nähe der Quelle des Roaring Fork River im amerikanischen Staate Colorado wurden 1879 Silberminen entdeckt. Die Kunde davon drang schnell in die verschiedenen Minenlager am Arkansas River, von wo einzelne Abenteurer sich über die hohen Pässe wagten, ihr Glück zu versuchen, und trotz des damaligen großen Indianeraufstandes eine Stadt gründeten. Nach den Täler und Hügel bedeckenden goldenen Espenwäldern wurde sie Aspen genannt. Die Stadt wuchs mächtig und nahm einen gewaltigen Aufschwung; 1886 zählte man 3000 Einwohner, 1887 deren 5000, und auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung soll Aspen 15000 Menschen beherbergt haben, Schulen, drei Theater, sieben Kirchen, einen Gerichtshof, ein Gefängnis, eine Pferdestraßenbahn, Banken und Kraftwerke (es war die erste elektrisch beleuchtete Stadt Colorados). Der Wohlstand war groß, die Löhne gut, und das Geld rollte. Am 11. Februar 1893 jedoch hob der Kongreß Shermans Gesetz, nach welchem die Regierung verpflichtet war, jährlich eine gewisse Menge Silber zu kaufen, auf, und die Panik begann. Ein Bergwerk nach dem andern wurde geschlossen, Handelsfirmen fallierten am laufenden Band, die Banken stellten ihre Zahlungen ein, Ende Juli schon gab es Tausende von Arbeitslosen. Wer immer nur konnte, verließ Aspen; wer bleiben mußte, vegetierte in der verlassenen, geisterhaften Stadt weiter, die mehr und mehr zusammenfiel. Heute noch kann man stundenlang in den einsamen Straßen herumwandern, wo die kleinen Holzhütten der Arbeiter nur mehr morsche, vom Wind zerdrückte Trümmer sind, durch deren zerbrochene Fenster man durchlöcherte Kochtöpfe, zerfranste Plüschmöbel, verblichene Tapeten im viktorianischen Stil erspähen kann, obschon fast jede Behausung noch einen Besitzer hat. Denn irgendeiner hat sie geerbt, der meilenweit davon weg wohnt, für alle Fälle aber ein Schloß an die verwahrlosten Ueberreste gehängt hat.

1934 kam neues Leben in einen Teil der toten Stadt. Ein tüchtiger Geschäftsmann aus Chicago erkannte die Möglichkeit, aus dem 2400 Meter hoch gelegenenen, windgeschützten, sonnigen Aspen mit seinem Kranz von Viertausendern ringsherum einen Wintersportplatz zu machen. Eine Skischule wurde gegründet, ein Skilift gebaut, Fachleute aus aller Welt — darunter der Schweizer André Roch — zusammengerufen, um den neuen Platz zu lancieren. Ein Teil des Städtchens ist heute ein wachsender Kurort mit braungebrannter, fröhlicher Skijugend, der andere die verlassene Minenstadt, wo verrunzelte, skeptische Minenarbeiter mit ihren Stoppelbärten im Gasthaus «Zur roten Zwiebel» herumstehen, ihren Humpen Bier trinken und sich der früheren goldenen — oder besser gesagt, silbernen — Zeiten des Aufschwungs wehmütig erinnern.

Mexikanische Tarascos-Indianer führen bei einem Fest den «Tanz der alten Männer» auf

Zwei Tarascos bei der Entenjagd auf dem Pazcuaro-See

Verlassene Häuser in der einstigen Silberminenstadt Aspen im Staate Colorado (USA.)

... und das Schlößchen, das ein Vorsichtiger beim Auszug immerhin an seiner Türe angebracht hat

Gräser und Kräuter nehmen die verlassenen Straßen von Aspen wieder in Besitz

Ferne Mütter

Vier Photos von Pierre Verger und Michel Huet, ADEP

In unserem modernen Gefühlsbabel, in Zeitläuften der Verwirrung, gibt es nur noch wenig Werte, die nicht umgewertet oder entwertet worden sind. Die soziale Struktur, die Ehe, das Geld, das Heim, das Familienleben, die Kunst — fast alles verwandelte sich. Auch der Schönheitsbegriff. — Die Antwort, die in unserer Wahrnehmung und im Schaltwerk des Geistes geheimnisvoll als die Empfindung «Schön!» ausgelöst wird, ertönt auf die allerverschiedensten Anrufe hin. Doch die Erscheinung einer jungen Frau, die mit ihrem Kinde durch die zeitlose Gebärde des Hütens und Hegens verbunden ist, hat ihre stumme, gebieterische Macht über Augen und Herzen noch nirgends auf Erden eingebüßt. Da liegt die Schönheit, die in uns die Verzückung weckt, nicht in der Sprache der Linien, nicht in der Anordnung oder der Farbe. Die Antwort kommt wie aus unendlicher Ferne, aus der Erinnerung des Menschengeschlechts, als neben den wilden, ungezähmten Gelüsten des Zeugens und Hungerstillens zum erstenmal eine unwandelbare Liebe aus einem dunklen Tiertrieb sich herauszubilden begann.

Neben dem ihre Welt ausfüllenden Ich erfühlte einst eine Mutter die andere, neue, beklemmende Welt: eine Teilung im Gefühl, die wir Spätlinge als Egoismus und Altruismus zu unterscheiden gewohnt sind. Wenn ideologische Unduldsamkeit und entfesselte Raserei alle ehrwürdigen Bande, die die Menschheit noch zusammenhalten, zerreißen sollten, wird der letzte Schlupfwinkel für die selbstlose Liebe auf Erden bei den Müttern sein.

In manchen, von unserem technischen Kontinent und seiner siegreichen Tochter Amerika weit entfernten Ländern ist das Kleinkind noch etwas wie ein Bestandteil der Mutter. Die Mutter ist der Motor der gemeinsamen Fortbewegung; beide zusammen erscheinen als *ein* Wesen. Von der geliebten Last ist die Mutter nicht getrennt, kein aerodynamischer Kinderwagen zerstört das eindrucksvolle, gemeinsame Bild. Die besorgte, liebende Hand, die das annamitische oder das chinesische Kind so fest hält, ist der einzige Schutz vor der gefährlichen Umwelt. — Die Phantasie der Mütter hat noch gar vieles ersonnen, um das Kind mit dem eigenen Körper zu tragen. Vom Malerisch-Graziösen bis zum Grotesken gibt es viele Varianten — bunte Tücher, Fischnetze, bienenkorbartige Geflechte und Holzkäfige, um nur einiges zu nennen. Ueber der Hüfte und auf dem Rücken, auf dem Kopf, vor der Brust wird der Säugling befestigt. Da das Kind, bis es selbst richtig gehen kann, zur Arbeit von der Mutter mitgeschleppt wird, stellt sich manchmal auch noch das schwierige Problem der Unterbringung des Nachwuchses, das dann, wenn auch mühsam, gelöst wird.

Lust und Leid wachsen wechselvoll auf dem Pfade, den alle Mütter gehen. Doch der Glanz der ersten Zeiten, als man das Kind noch auf den Armen trug, strahlt aus noch auf die dunklen Strecken in der Einsamkeit des Alters. Ich schaue noch einmal in das fremde, schöne Antlitz der namenlosen Mutter ferner Himmelsstriche: Das Lächeln der Madonna über das beglückende Geschenk und die Leidensahnung der Mater Dolorosa blicken gleicherweise aus allen Mutteraugen der Erde.

C. C. Marvil

Markt auf Luzon in den Philippinen

Fischerfrau von Nha-trang in Annam, Indochina

Mutter und Kind vom Stamm der Bobo im französischen Sudan

Kinder aus Tonkin im französischen Indochina

Europäische Reisebriefe Jacob Burckhardts

Die Begriffe des Wanderns und Reisens sind mit dem Leben Jacob Burckhardts unzertrennlich verbunden. Beim Jüngling sind es abenteuerliche Fahrten und das verborgene Leben in den großen Städten des Kontinents, beim Verfasser des «Cicerone» ist es die strapazenreiche Rundreise in Italien zum Inventarisieren der Kunstwerke, der Professor der Basler Universität besucht die Galerien Europas, um von den Originalen der Gemälde erneut einen frischen Eindruck zu bekommen. Immer gingen diese Reisen nach einem Plan. Dementsprechend geschah es selten, daß er denselben Weg zweimal kurz nacheinander betrat.

Burckhardts Reisegebiet besaß bestimmte äußere Grenzen. Man gewinnt seine Ausdehnung, wenn man um Basel herum einen Kreis schlägt mit einem Radius von etwa 600 Kilometern, dabei im Süden Neapel, im Norden Berlin, im Nordwesten London hinzunimmt und von der südwestlichen Ecke einiges wegläßt. Es deckt sich ungefähr mit dem alten karolingischen Reich. Die Randgebiete im Norden und Osten sagten ihm zum längeren Aufenthalt nie sonderlich zu, die englische Insel besuchte er nur zweimal für wenige Wochen. Zu seinem Bedauern ist er nie nach Spanien gekommen; einmal wäre es beinahe geglückt. Doch wurden auch innerhalb dieses Bereiches einzelne Regionen deutlich bevorzugt, so Burgund und Süddeutschland, die Niederlande und Belgien, und vor allem natürlich Italien.

Es gab für ihn das Reisen weder als reine Erholung nach Art unserer heutigen Ferien noch zum Zwecke der bloßen Fortbewegung. Nachdem er einmal in Basel seßhaft geworden war, kam ihm die Erfahrung seiner langen Wanderjahre als Student und junger Gelehrter sehr zugute und gab ihm die völlige Unabhängigkeit von allen Reisemoden, wie sie mit dem Bau des europäischen Eisenbahnnetzes üblich wurden. Modernen Komfort verabscheute er, wo dieser aufdringlich wurde, bewahrte dafür um so mehr den Instinkt für die Hauptbedingungen, welche das Wohlbefinden unterwegs garantieren, einen langen und guten Schlaf und ein bekömmliches Trinken und Essen, wobei er sich gern bescheidene Genüsse gestattete. Ein wahres Wunder aber war seine Fähigkeit, das für seine Kunstforschung Ergiebige innerhalb nützlicher Frist stets zu finden und für sich nutzbar zu machen und dabei die Behaglichkeit des Reiselebens nicht zu beeinträchtigen. Auch liebte er es nicht, in einem Land sich als der Fremde zu fühlen. Wo immer er weilte, faßte er seine Umgebung als der an ihr Beteiligte ins Auge, hörte den Leuten zu, sprach mit ihnen, und zwar mit Vorliebe mit solchen, die nicht seines Standes waren. Die Betrachtung der Kunstwerke, der Denkmäler und der Landschaft verband sich mit der Reflexion über die Aeußerungen des gesellschaftlichen Lebens. Im Anblick von Zeugnissen der Vergangenheit konnte er nachdenklich, mitunter sogar wehmütig werden, doch lag ihm jegliche historische Romantik völlig fern.

Daß aber sein ständiges Leben in der Anschauung so reiche Früchte getragen hat, verdankt man seiner Fähigkeit zum augenblicklichen Verarbeiten. Ihn drängte es, das Aufgenommene sofort und wenn möglich in der endgültigen Formel zu fixieren. Wo für das Gedächtnis eine spätere Stütze nötig war, notierte er sich stichwortartig das Wesentliche. Dies gab die Grundlage für manche Kunstvorlesung, wo es dann mitten in der Darstellung wieder auftauchte. Seitdem er sich um den Druck von Büchern nicht mehr zu kümmern hatte, suchte sich seine Freude am Erzählen auf andere Weise eine Betätigung. Es gibt von ihm bezeichnenderweise keine Tagebücher, in denen der Schreiber sich selbst oder einer anonymen Nachwelt Rechenschaft abgelegt hätte. Wohl aber war er stets zu Mitteilungen an seine Umgebung bereit, und so sind auf beinahe allen Stationen seiner Reisen die vielen Briefe entstanden, durch die er in erstaunlich regelmäßigen Zeitabständen abwechslungsweise seine Basler Verwandten, besonders die Familien seiner Geschwister, oder den einen und andern aus dem kleinen festumrissenen Kreis seiner jüngeren Basler Freunde über sein Ergehen unterrichtete. —

Sprache und Stil von Burckhardts Briefen entzücken den Leser immer wieder aufs neue. Ueber der Leichtigkeit der Formulierung vergißt man beinahe, daß ihr Verfasser über eine historische Bildung verfügt, wie sie in ihrer Weite dem gewöhnlichen Sterblichen unerreichbar ist. In allen ihren Seiten vermag er die menschliche Kultur zu begreifen, und keine Stufe der europäischen Geschichte gibt es, mit der er nicht durch eine genaue und nahe Kenntnis der Vorgänge unmittelbar verbunden wäre. Dadurch erhält seine Betrachtung des modernen Europäertums ihre besondere Note. Die vielen heitern Glossen des Skeptikers, an denen man erkennt, wie lebhaft und andauernd er als Beobachter am Leben seiner Umgebung Anteil nimmt, werden durch die historische Perspektive merkwürdig vertieft. Doch sind sie auch unversehens überschattet von düsteren Prophezeiungen, in denen, in bewußter Opposition zum offiziellen Fortschrittsglauben der Zeit, auf das Nahen einer Katastrophe hingewiesen wird. Ob seine Voraussagen sich nur teilweise oder ganz erfüllt haben, oder ob sie von den Ereignissen weit übertroffen worden sind, darüber wird man geteilter Meinung sein. Wunderbar aber erscheint uns die sensitive Art, wie er, der Historiker, auch seiner eigenen Zeit den Puls gegriffen hat. Ungeheure neue Kräfte sah er allenthalben in Bewegung, und je mehr er erkannte, wie stark das Neue in Europa um sich griff, desto größer ermaß er den inneren Verlust, den der europäische Mensch mit der Preisgabe des alten eigenen Wesens erlitt. In Burckhardts Briefen ist die relativ ruhig scheinende, in ihren inneren Verschiebungen aber verhängnisvolle letzte Periode unserer europäischen Entwicklung in allen ihren Wendungen vermerkt. —

Von den nachstehend abgedruckten Stücken ist der Anfang des ersten, an den Lehrer Wilhelm Wackernagel gerichteten, in Hans Trogs biographischer Skizze (Basler Jahrbuch 1898, S. 52) zitiert. Die übrigen sind ungedruckt; man beachte, daß ihre Empfänger Leute aus Burckhardts engster Umgebung sind. Max Burckhardt

DIALOG MIT EINEM STEINERNEN PARTNER

An den Lehrer der deutschen Sprachkunst — Rom, von unserer Residenz am Abhang des Quirinals, den 10. Mai 1846, abends, beim schönsten Mondenschein

Ich will einstweilen einen Brief an Ew. Liebden anfangen und dann zusehen, wie ich selbigen bei diesem römischen Lotterleben zu Ende bringe. Wenn mir nicht das Zeichnen komplett verleidet wäre, so sollten Sie hier zunächst eine schöne Federskizze von der Aussicht finden, die über meinen Tisch weg durch das Fenster hereinsieht. Es ist hier buchstäblich ein Jugendtraum wahr geworden, es sind die Paläste im Mondschein, dann links ein ungeheures Panorama vom Pantheon bis Monte Pincio, jetzt in das schönste Silberlicht getaucht, endlich rechts über einige friedliche Klöster und zerfallene Mauern weg der schwarze Pinienhain von Villa Ludovisi; unten aber auf dem barberinischen Platz, tief zu meinen Füßen, spritzt «mein Freund der Triton» seinen schimmernden Strahl in die Mondnacht. (NB. Dies Alles ist ungelogen und buchstäblich so.) Von den Gassen herauf höre ich Gesang, auch «Lalen» [trunkenes Stammeln] und den Ausruf der Eßwarenverkäufer, das Fahren der Karossen, die vom Corso zurückkommen und anderes ununterscheidbares Geräusch. Damit Sie aber den Moment ganz haben, müssen Sie sich die wunderbarste, reinste Nacht des Südens und den stärksten, herrlichsten Blütenduft von den Akazien des Monte Pincio her hinzudenken. Hiemit ist die Kunst meiner Schilderung zu Ende, und wenn Sie sich nun das Ding dennoch nicht so vorstellen können wie es wirklich ist, so wasche ich meine Hände in Unschuld. «Cardinal, ich habe das Meinige etc. etc.»

Um nun mit dem Nächsten zu beginnen, so habe ich die Ehre, Ihnen meinen steinernen Freund, den Triton Berninis vorzustellen, welcher nebst den Wasserkünsten im Barberinischen Palast mich jeden Abend in Schlaf zu rauschen die Ehre hat, wenn ich etwa nicht von selber müde genug bin. Sonst speit der brave Kerl jahraus, jahrein Tag und Nacht was er kann, allein die Barberinischen Wasserkünste, welche man sich als anspruchsvolle Zopfnymphen zu denken hat, machen ihm leider so viel Wasser abspenstig, daß er bisweilen kaum genug hat, um über sein aheneum pectus [die «gepanzerte» Brust] — ist übrigens von Travertin — herunterzugeifern. Jetzt haben zwei tüchtige Regentage seine Vorräte sehr gesteigert, und er ist so guter Dinge wie kaum jemals. Als angeheirateter Stiefvetter von Proteus und Konsorten weiß er etwas mehr als Menschenkinder und läßt mich aus nachbarlicher Freundschaft hie und da allerlei wissen. So zum Beispiel:

Ich. Sagt mir, wertester Triton, was macht jetzt der, an welchen ich eben schreibe? Ist er gesund und wohlauf?

Triton. Was störst mich, Faulenzer? (Sie sehen, wie kordial wir sind.) Es ist Dir besser nicht zu wissen was er tut, denn wüßtest Du's, die Gewissensbisse kämen urplötzlich über Dich!

Ich. So sagt mir wenigstens, am wievielten Bogen seiner Predigten er korrigiert! Die Gewissensbisse wegen meines Strolchens und Faulenzens habe ich sowieso und bessere mich doch nicht.

Triton. Der Wackernagel ist am vierten Bogen. Heut Abend hat er zu seiner Frau Gemahlin gesagt: Wenn mir der Schlingel von Rom einmal einen schönen Brief schriebe, er sollte einen noch viel schönern dafür bekommen. Mehr sag' ich nicht... (in diesem Augenblick muß dem unglücklichen Triton ein Stück Schlamm, ein Frosch oder sonst etwas in den unrechten Hals gekommen sein, denn er hält mit Speien und Sprechen inne und hustet und pustet ganz fürchterlich, und in solchen Fällen ist es mit seiner guten Laune meist zu Ende)...

BILDNIS EINER WELTSTADT

An die älteste Schwester — London, Donnerstag, 11. Oktober 1860

... Gestern war der erste Regentag, ein gräßlicher Anblick! Glücklicherweise konnte ich fünf Stunden im Britischen Museum sein, wo mehrere Räume sehr gemütlich und überdies geheizt sind.

Alle freie Zeit geht nun damit hin, daß ich mich mit einem würdigen Begriff von der Kolossalität Londons zu durchdringen suche. Auf diese Art bin ich dann gepanzert gegen alle Prahlhänse auf ewige Zeiten. Es kann mir nun keiner mehr kommen und sagen: wenn Sie London nicht gesehen haben, dann haben Sie nichts gesehen! Vorgestern Abend durchirrte ich die reichen stillen Quartiere gegen Westen hin, wo große Strecken weit lauter Carrés von Palästen um große gemeinsame Gärten (Squares) herumliegen, wo hinter der Palastreihe verborgen eine ganze Straße von Remisen liegt, wo weit und breit kein Kramladen sichtbar ist, bis man irgendeinen Winkel entdeckt, wo Kutscher und Bediente ihre Schnäpse und dergleichen kaufen, und wo sich allenfalls ein paar Flickarbeiter verschiedener Art haben einnisten dürfen. Und solche Squares liegen dort, wo ich herumirrte, etwa zehn neben- und hintereinander. An *solchen* Quartieren fehlt es in Paris; diese riesigen Ablagerungen des stillen Reichtums hat nur London. Und ebenso hat nur London die Masse von Docks, welches lauter Bassins sind für die Schiffe, die doch nur kleinstenteils auf der Themse Platz haben würden, so mächtig der Fluß hier ist. Als ich vorgestern in einen dieser Docks geriet, hieß es rechts auf einer Inschrift: Weg zum Haus der Gewürze und des Elfenbeins! — und vor mir an einem riesenhaften Gebäude, das bläulich angelaufen schien, las ich: Indigo-Haus. Und über das Bassin wegzusehen war vor lauter Mast- und Tauwerk ganz unmöglich, auch hat es mich recht beelendet, daß man nicht einmal mehr lauter englisch, sondern in wildfremden Sprachen rufen hörte, und daß Mohren und Gelbe von allen Nuancen sichtbar wurden. Von den Farbigen, die ich hier sehe, sind die Bengalesen die interessantesten, mit geistreichem, edlem Ausdruck, auch sieht man gleich, daß es noch kaukasische Rasse ist...

BERLIN MIT UND OHNE UNBEHAGEN

An einen reiselustigen Basler Freund — Berlin, Sonntag, 13. August 1882

... Inzwischen habe ich hier die Gemäldegalerie d'un bout à l'autre durchnotiert in täglich vier bis fünf Stunden, und dito bei den Antiken mir wenigstens die Uebersicht verschafft. Freilich ist mein Inkognito dahin, und ich muß nächste Woche mit verschiedenen Kunsterichen zusammen vieles durchsehen und meine Opinion abgeben.

... Hier habe ich Abend um Abend in der Kneipe der Società enologica unter den Linden Piemonteser getrunken, und zwar einen sehr guten Negrara, und da mir selbiger vortrefflich bekömmt, sehe ich nicht ein, warum ich es nicht so weiter treiben soll. — Opernhaus und Schauspielhaus haben Ferien, und der Rest steht nicht höher als ordinäres Provinztheater. So sah ich im «Wilhelmtheater» den Stradella, bei Kroll zwei Akte von Rigoletto, beides ganz eigentlich pover. Ich freue mich auf Dresden, wo, wie ich glaube, die Oper keine Ferien um diese Zeit hat.

Gestern nach ein Uhr, als ich aus dem Museum kam, um ein Zwischenfutter zu nehmen, stand unter den Linden vor dem Hôtel du Nord das Volk dicht, weil der Kaiser von Potsdam gekommen und drinnen beim König von Griechenland zum Besuche war. Während diese drinnen vermutlich das Schicksal des Orients brittelten, stellte ich mich draußen unter den Tausenden auf und sah nach zwanzig Minuten den alten Herrn herauskommen; da er seinen Wagen stehen ließ und zu Fuß nach dem Palais ging, konnte ich bemerken, wie rüstig er noch geht, die Schultern hoch, der ganze Mann gerade, nur das Haupt etwas gesenkt. Der Zuruf war sehr allgemein. Hernach aß ich aus Loyalität ein Potage à la Bismarck, welches offenbar eine Wiedererweckung der schwarzen Suppe der Spartaner ist, mit einer leisen Annäherung an Mockturtle. Solches und anderes Gutes speise ich täglich in einem Wiener Dreher unter den Linden, welchem ich bis auf meinen letzten hiesigen Atemzug treu zu bleiben gedenke.

Damit Sie aber sehen, wie unvorsichtig ich für mein Alter noch immer bin, will ich bekennen, daß ich mich schon für nächsten Sommer auf eine Reise nach Rom freue. Ich *mußte* nur eben diesmal ganz unvermeidlich nach Berlin, wegen der ungeheuer angewachsenen Schätze und schon wegen der erstaunlichen Skulpturen von Pergamon, wovon bisherige Nachrichten und Abbildungen noch gar keine Idee geben. Es geht mit England überhaupt abwärts, seitdem es sich *dies* hat entgehen lassen. — Dies soll jedoch nicht hindern, daß ich mir nächstes Jahr den September frei mache und in Rom herumwandle, ungeschoren, mit Notizenmachen nur ab und zu beschäftigt, sonst nur *schauend*. Sie sehen, daß die Milchfrau bei Lafontaine noch vorsichtig ist im Vergleich mit mir. —

LETZTER GENUSS DES SÜDENS

An den treuen Schwager — Locarno, Mittwoch, 10. August 1887

... Nachdem ich vor fünfzig Jahren zum erstenmal in Locarno gewesen, wird nun dies wohl mein letzter Besuch im Süden sein — wenn ich nicht etwa nächstes Jahr doch noch einmal hieher komme, indem erstens die Gegend von einer unerschöpflichen Schönheit, zweitens der Gasthof die Erfüllung meines Ideals von einem Gasthof ist. Dieses muß ich Euch, nach jetzt schon sechzehn Tagen Aufenthalt, näher explizieren und belegen. Erstens ist Locarno gar nie und am wenigsten bei jetziger Hitze ein Vergnügensaufenthalt von gelang-

weilten Tagdieben wie die Gasthöfe und Pensionen der nördlichen Schweiz, sondern ich lebe hier unter lauter Passanten, die ich gehen lasse und die mich gehen lassen. Ich spreche mein schnellstes Italienisch, sobald ich ein norddeutsches Gesicht im Gasthof sehe. Sodann gibt es hier keine Table d'hôte, der man in der nördlichen Schweiz fast nirgends entgehen kann, dafür esse ich, wie ich in ganz Oberitalien zu tun pflege, eine Mehlspeise, ein Fleisch, ein Gemüse und Früchte und trinke dazu meinen halben Liter köstlichen Piemonteser, notabene einen wirklichen halben Liter und nicht eins jener elenden Gütterlein, da der Glaskegel von unten und der Zapfen von oben sich nahezu berühren und welche dennoch einen oder anderthalb Franken kosten. Die Hauptsache aber, die ich nur in Oberitalien so bekomme, ist jene Mehlspeise, und zwar, so oft die Sonne über Locarno aufgeht, jeden Mittag Vermicelli, welche man hier Fedelini heißt, und welche gesotten und in einer Fleischsauce oder in Pomi d'oro umgedreht sind, eine sehr reichliche Portion. Wenn ich reich wäre, ich würde in Luzern einen kleinen wohlfeilen Gasthof auf die hiesigen Prinzipien gründen. Dabei habe ich ein schönes und bequemes Zimmer zu anderthalb Franken. – Die Vegetation ist trotz aller Hitze noch in ungestörter Pracht und Ueppigkeit, und schon an den tausend Schwingungen der Rebe kann man sich nicht satt sehen: wie sie mit dem Maulbeerbaum durcheinander wächst und nach allen Seiten Guirlanden bildet, oder wie über Granitpfeilern feste dunkle Reblaubdächer schweben. Zwar hat an der Straße nach Bellinzona ein Aargauer ein großes Terrain mit Rebstöcken an Stecken, wie bei uns, bepflanzt, aber es soll ihm seit acht Jahren kein guter Wein geraten sein. Sonst überall ragt Lorbeer, Oleander, und wo eine heiße Felsmasse gegen Süden schaut, da sprießt von selber die Aloe hervor, schon ganz wie am Golf von Genua. Gegen Abend pflege ich auf der staubigen Landstraße weite Gänge zu machen; wer nämlich in Italien den Staub nicht verachten lernt, der ist ein armer Tropf. Auch hat man ja hier das köstliche Seebad. Oder ich steige in eines der Bergdörfer, welche wie Adlernester hoch im Grün hängen, und sehe über das ganze obere Bekken des Lago Maggiore, zwischen lauter Gewinden von Reben, mit Maulbeeren und Türkenkorn, welches hier eine hohe und schöne Pflanze ist...

Gearbeitet habe ich hier nicht viel, doch hatte ich zwei griechische Tauchnitz-Bändlein mit und las sie durch und notierte, was ich brauchen kann.

Nun lebet wohl, liebe Alle, und seid herzlich gegrüßt.

Bei Benno Schwabe in Basel erscheint nächstes Jahr der erste Band einer unter Dr. Max Burckhardts Leitung stehenden Gesamtausgabe von Jacob Burckhardts Briefen — die schöne Abrundung der Werke und der Burckhardt-Biographie Werner Kaegis (alle ebenfalls bei Schwabe).

ONE WORLD

NOTIZEN ZU EINER REISE NACH DEN USA. VON WALTER ROBERT CORTI

II. New York ist gewiß eines der größten Bauwunder, welche der Mensch bis heute geschaffen hat, und das größte Wunder darin ist wieder fraglos er selbst. Dies ist das Erste, Verwirrende, Beglückende — nicht die himmeljagenden Hochbauten, die Straßenschluchten, das phantastische Dauergeschiebe der Automobile, sondern der unaufhörliche Strom von Menschen aller Rassen, aller Erdteile. Sie zirkulieren in den riesigen Verkehrsadern Manhattans, als sei das nicht weiter verwunderlich — sie sind hier eben zu Hause. Die Neger, und sie fallen in ihrer melancholischen Kraft dem Greenhorn ja wohl in erster Linie auf, wandern hier nicht als algerische Urlauber den Vergnügungsstätten nach; sie wohnen up town in ihrem Harlem um die 125. Straße, so wie sich die Chinesen in der Chinatown konzentrieren, unten bei der Battery die türkischen, armenischen und syrischen Läden sich zusammendrängen, während die russischen Handlungen zwischen der 8. und 14. Straße im Gebiet der Zweiten Avenue liegen, spanische zwischen der 110. und der 116. Straße, deutsche in der 86. East. Aber das sind nur Wohn- und Tätigkeitskerne. Denn der gigantische soziale Prozeß bringt täglich neue Verschmelzungen, Vermischungen und Verschiebungen der noch faßbaren, in ihrer ersten Generation zäh am Eigenen festhaltenden Völkerschaften mit sich, ein tägliches folgenschweres Entscheiden, Mischheiraten, Abfall von herkömmlichen Konfessionen, Traditionen, zähe Wohnvorstöße, Zimmer um Zimmer, Hausblock um Hausblock, aber auch wieder biologische Rückfälle, Niederlagen — der berühmte melting pot, der Schmelztiegel der Neuen Welt. Den Kindern ist das Neue, mit soviel Konflikten Erkaufte schon selbstverständlich. Und dieses Einschmelzen aller Rassen, Klassen und Ideologien ergreift unaufhaltsam die ganze Menschheit.

Manhattan ist die von Walt Whitman besungene Insel, historischer Beginn und noch heute das Herz New Yorks. An ihrer Spitze, dem Meere zu, gründeten die Holländer die kaufmännische Siedelung New Amsterdam. Klimasensibel waren sie nicht, und das zeitweise fürchterliche Klima läßt es auch glaublich erscheinen, daß sie hier gar nicht bewußterweise eine Stadt bauen wollten. Die Siedelung besaß eine Festung und nach Norden zu einen Wall. Gerade da liegt die heutige Wallstreet, ein mythischer Begriff nicht nur für Henry Wallace; das finanzielle Gehirn der Welt. Von hier aus wuchs die Stadt «up town» und auf die Nachbargebiete über: 1898 wurden dann Richmond, Bronx, Brooklyn und Queens zu Groß-New York zusammengefaßt. Dieses bildet als politische Einheit nach London die zweitgrößte Stadt der Welt und zählt heute (August 1948) 8 067 000 Einwohner*. Die New Yorker feiern eben das fünfzigjährige Jubiläum ihres gewaltigen Gemeinwesens. Das mutet wunderlich an, wenn man schon Jahrtausendfeiern europäischer Städtlein beiwohnte; es hilft alles nichts, wir müssen uns mit diesen modernen Sozialgiganten abfinden, vertraut machen, gutwillig und ohne das alles vergiftende Ressentiment. Auch sie haben ihre Mission, ihren Sinn, ihr Schönes. Und in der kleiner werdenden Welt stehen sie in den allen gemeinsamen Gefahren — bezeichnend genug endet die hiesige stadtgeschichtliche Ausstellung mit einer beschwörenden Erklärung und ethischen Deutung der Atomforschung.

Es ist eine durch und durch uneuropäische Stadt; von Europa kamen einmal die Menschen und brachten ihren Geist mit, jetzt aber steht und wächst in und um Manhattan eine völlig amerikanische Metropole. Der Westen wirkt mächtig herein, und oft genug spürt man, daß New York lieber nach dem Pazifik schaut denn nach Europa — lieber dem Kommenden zu als dem Vergehenden. Alle Ströme und Strömungen münden in diesen Zentren; wer nur etwas aufmerkt, dem gehen die Verbindungen nach China, Indien oder Afrika zu — nicht wegen des benachbarten Lake Success, sondern weil New York selber ein ungeheures Lake Success bildet. Es scheint, daß alles Bedeutsame auf dieser Welt ein Büro in Manhattan unterhält.

Daß die Amerikaner selbst New York vielfach als eine europäische Stadt empfinden, ist wiederum wohl begreiflich, es ist sogar eine paneuropäische Metropole, und es bleibt bedauerlich genug, daß dies gewaltige Sozialexperiment von uns nicht mehr studiert

* Damit ist die Angabe im Vorwort zum Heft «Menschen hinter Mauern» (April 1948) leider zu korrigieren. Wir entnahmen sie dem Schweizerischen Lexikon. London ist nach wie vor die größte Stadt, und Groß-New York umfaßt die im Lexikon angegebenen Nachbargemeinden nicht.

wird. Hier ist viel gelöst worden, worum Europa so vergeblich ringt. Man kommt mit seinen Vorurteilen nicht weit. Sie versperren die Sicht auf das, was uns vor Augen liegt und das zu sehen nach Goethe noch immer das Schwerste ist. Wer sich aber des Schutzes seiner ihm geläufigen Denkformen begibt, gerät sogleich in ein sehr rauhes Klima; es wird wohl den meisten Europäern sehr schwer, sich hier anzupassen. Hilfreich erweist sich die breite, solide Wirklichkeit einer eminent praktischen Intelligenz. Man darf, ja man muß sich ihrer gesunden Vernunft anvertrauen. So ist etwa New York verblüffend einfach gebaut. Die vornehme, weltberühmte Fifth Avenue schneidet durch alle Querstraßen der Insel und teilt sie in solche des Ostens und des Westens ein. Das ist die Lösung jener schlichten Briefadressen, die ja mehr und mehr in aller Welt geschrieben werden: «337 W. 85 street» bedeutet die 85. Querstraße der Insel, das 337. Haus in westlicher Richtung von der Fünften Avenue aus. Wer sich dazu noch die Elementarbegriffe «up town» und «down town» einprägt, der beginnt sich leicht zu orientieren — sofern er die Expreß-Subways scheut, deren Großzügigkeit im Stationen-Ueberspringen ohnegleichen ist; ihretwegen verspäten sich die Stadtanfänger meist stundenweise bei ihren Verabredungen. Down town, ein für allemal, geht immer nach dem alten New Amsterdam hinunter, wo die Dollarburgen der Wallstreet in den Himmel ragen. Up town, down town, das liegt dir bald so im Blute, als wärest du in New York zur Welt gekommen. Lebenswichtig ist ferner die Kenntnis der roten und grünen Lichtsignale. Obwohl nicht rot-grünblind, hat mir deren Bedeutung doch immer Mühe bereitet. Hier lernt sie jeder, der nicht auf Selbstmord aus ist. «Denken Sie an die Bolschewiki bei Rot», so wurde freundlich geraten; aber ich möchte nun bei Rot einmal nicht an die Bolschewiki denken und fand bald eine andere Eselsleiter. Grün, das ist der Wald, der «wer hat dich gebaut, du schöner Wald». Wenn das grüne Licht aufleuchtet, dann ist der Wald und seine Freiheit da, jeder darf in dem Gehaste wandeln und Rilkes frühe Gedichte lesen, mitten auf der Siebenten Avenue, es ist dann schlechterdings untersagt, ihn zu überfahren. Ganz zu Beginn geriet ich aber trotzdem in der 42. Straße in eine heiße Gefahrenzone des roten Lichtes. Die Wagen jagen vorbei, zu jeder Untat berechtigt, sowohl hinten und vorne. Es ist ein mäßiger Trost, daß wenige Schritte rechts vor mir, auch im Verbotenen, eine elegante junge Dame steht. New York ist eine sehr züchtige Stadt, diesmal aber durchbrach ich galgenhumorig das übliche Distanzbenehmen. Wie sie mich ansah, rief ich ihr zu, ohne natürlich eine Antwort zu erwarten: «Let us die together!» «Why? No!» rief sie zurück, «let us live together!» Das war nun so prompt wie newyorkerisch, und in meinem Erstaunen über diesen spontanen, vitalen und einen unbedingten Lebensoptimismus aufs knappste ausdrückenden Vermerk geriet ich dann beinahe doch noch unter einen heransausenden Sky-view (das ist ein Taxi mit einem Rollfenster an der Decke, damit man die Wolkenkratzer und ein Stück Himmel betrachten kann).

Es ist alles ungemein praktisch. Der Automat hilft, er demütigt nicht, er entmenscht nicht, ganz im Gegenteil. Türen gehen auf, weil wir ein elektrisches Auge unterbrechen, fahrende Treppen tragen uns über müdmachende Höhenunterschiede hinweg. Die Subway kostet einen Dime (= 10 amerikanische Cent), man wirft ihn am Schalter ein und befindet sich in der faszinierendsten Unterwelt. Wie der Mann heißt, der mit seinem Dime die erlaubten 600 Meilen im Tag fuhr, war nicht zu erfahren. Auch beim Bus kupiert ein idyllischer Kondukteur das Billett, man wirft seinen Nickel ein und kämpft weiter gegen die Benzin- und Oelgase. Da alle leiden und niemand klagt, geht es. Auch die Eßautomaten sind überaus praktisch, hygienisch und liefern ausgezeichnete Dinge. Fast jedes Restaurant besitzt einen Televisionapparat; sicher werden auch andere Dinge als Boxkämpfe gezeigt, ich hatte nur nie das Vergnügen dieser Abwechslung, dagegen kniff mich eine Negerin in den Rücken, als Joe Lewis siegte. Damals waren alle diese Beizen sardinenvoll; man wies die Zuschauer nicht hinaus, die Andacht war zu groß. Herrlich, der American Locker Service in den Bahnhöfen. Das ist ein Kasten, der sich auf den Einwurf eines Dimes öffnet, daß man darin seine Sachen, Koffer, Kleider oder sonst was unterbringen kann; als Quittung dient der sich aus dem Schloß lösende Schlüssel. Oder die klug und einfach gedachten Pushkästen für jegliche Art Abfälle mit einem Schaukeleinwurf für beide Seiten. Wie kann man nur in solcher Vereinfachung eine Verarmung und Verflachung des Lebens sehen? Im Gegenteil, werden wir doch durch diese Dinge erst für das Wesentliche frei. Die Technisierung der Welt hat von hier aus gesehen ihr Gutes. Kämpfe niemand gegen sie an, der nichts mit der damit gewonnenen Freizeit anzufangen weiß. Aber das Problem ist verschlungen; vielfach versklavt die Technik, dennoch kann auch dies wieder nur ein Durchgang sein. Der höhnende Einwurf, wo denn nun im Paradies der Eisschränke ein Beethoven lebe, ist völlig fehl am Platze. Vergleiche gehen hier überhaupt allzuleicht ins Schiefe. Vielleicht braucht eine Kultur eine jahrhundertelange, vorbereitende, ausbrütende Latenzzeit. Vielleicht kann sie deshalb in den Vereinigten Staaten überhaupt erst in einigen hundert Jahren zur großen Blüte kommen. Möglich, daß sie morgen schon ausbricht, wir wissen über die Kulturgesetze des Lebens noch am allerwenigsten.

Die Eindrücke strömen, stürzen, stürmen auf mich ein. Das Helle, Große, das Dunkle, Schwere, Kranke liegt alles offen da. Ununterbrochen der hastende Verkehr. Die Hochbauten. Die Reklamen mit ihren treffsicheren Schlagzeilen; ein grotesker gelber Wagen fährt vorbei mit feinen, sanften Nonnen, auf der Wagentür lese ich eben noch: «Academy of the Holy Angels.» In einem Restaurant legt der Negerkellner die Rechnung mit dem Betrag nach unten. Auf der andern Seite steht: «Thank you, call again.» Beim Ausgang über der Türe: «The customer is always right.» Ob sie das glaube, frage ich die hollywoodeske Garderobiere. «I believe, *you* are right», meint sie entwaffnend. Da und dort: «Our city, yours and mine, keep it clean.» Meine auch, meine Stadt New York! In der Untergrundbahn ein Bild: Weinendes Mädchen wird vom Schulbeginn ausgeschlossen: «Stop this, rejected because of race, name or religion. Help secure the right of every American child to education.» Daneben eine unwahrscheinliche Florida-Schönheit; in einem aufregenden Décolleté, sagt sie am Telephon: «Of course I remember you! You are the man with the nice, smooth Barbasol face!» Das ist es, eine Rasiercreme. Im Taxi erkundigt sich der Driver, der, wie die meisten hier, Sonja Henje für die wichtigste Schweizerin hält, ob die Amerikaner viel in unserem Lande zerstört hätten? Das nächstemal frage ich einen Negerchauffeur, ob es hier eine Negerfrage gäbe. Er schaut groß zurück. Er nennt mich einen guy. Er sagt, alles sei im Lord beschlossen, und der Lord sei die Liebe. Dann entläßt er mich mit einem Traktätchen über die Herrschaft der Letzten Tage.

The Great White Way, so heißt das Zusammenkommen der Siebenten Avenue und des Broadway im Gebiet des Times Building. Weißer Weg, weil er auch in der Nacht taghell erleuchtet ist. Die Lichtreklamen wiederholen und steigern das Gebrodel der Straße. Schlagartig, schlagend steht ein Zigarettenname brennend rot da, klettern grüne und blaue Tropfen an den Wänden hinauf, tanzen hoch einen Wirbel, fallen gelb und rot wieder herunter, werden von violetten schießenden Linien abgelöst. Was für ein verwirrendes, kaltes, schreiendes und doch wieder lautloses Feuerwerk! Tausend Bedürfnisse glühen den Wanderer an, mahnen ihn an tausend mögliche Gelüste, wecken sie, stacheln sie auf. Wie schön wäre dieser Farbentanz ohne Namen, ohne Reklamen, selig in sich selber. Aber das sind Wünsche eines Träumers.

Fortsetzung Seite 142

Du *blickst*

zum Fenster hinaus ... draußen stürmt und wettert es ... und der Himmel hat alle seine Schleusen geöffnet ... Nun trittst Du ins Zimmer zurück, und aus all den traulichen Winkeln rufen Dir die Möbel zu: «Bleib daheim! ... Hier ist gut sein!» ... Und Dir wird warm ums Herz: an solchen Tagen fühlt man erst so richtig, was es heißt, ein trauliches Heim zu haben! ... Und Du mußt ja stets Lust haben, daheim zu bleiben, umgeben von

MÖWA AG. Möbelfabrik
Wald-Zch. Verkaufsstelle
Zürich: Bahnhofstraße 10

Möwa Möbeln

sie schaffen ein beschwingtes Heim

Was sagen führende Uhrmacher in aller Welt über die Tissot-Damen-Uhr?

„Viel mehr Tissot-Uhren als wir liefern können, werden verlangt. Und warum? Weil die Tissot als eines der besten Erzeugnisse der Schweizer Uhren-Industrie gilt. Wir empfehlen sie immer mit Freuden, denn wir wissen, dass wir bei unseren Kunden Ehre mit ihr einlegen."

sagt Herr M. Vincent, von der Firma Clerc, Place de l'Opéra, Paris

Wenn Sie einer Dame eine Uhr schenken wollen, dann wählen Sie eine, deren Inneres ebenso vollendet ist wie ihr Äußeres -- schenken Sie eine *Tissot!*
Tissot-Damenuhren sind auf der ganzen Welt berühmt für ihre Eleganz und ihre Zuverläßigkeit. Jedes *Tissot*-Werk -- ob in einfachem Stahl- oder in Goldgehäuse mit Edelsteinen besetzt! -- ist eine Spitzenleistung der schweizerischen Uhrenindustrie, sind doch die Bestandteile *bis auf einen Tausendstel-Millimeter genau gearbeitet!*

Mit einer *Tissot*-Uhr machen Sie einer Dame immer Freude... auch wenn sie schon eine Uhr besitzt. Denn: jede Dame kann sehr wohl drei Uhren brauchen: eine für die Arbeit, eine zweite für den Sport und eine dritte zum Abendkleid. Wie oft aber sieht man Damen beim Skifahren mit einer teuren Luxusuhr, wo doch eine Sportuhr am Platze wäre! Und wie oft sieht man an Bällen oder im Theater Damen mit einer Sportuhr am Handgelenk, was so gar nicht zur festlichen Toilette paßt.
Mehr als 200 offizielle *Tissot*-Vertreter, verteilt über die ganze Schweiz, sind gerne bereit, Ihnen die reichhaltige Kollektion vorzulegen. Sie finden dort *Tissot*-Uhren für jeden Zweck, jeden Typ, jedes Alter und in jeder Preislage: *Tissot*-Uhren für Damen von Fr. 73.— bis weit über Fr. 1000.—.

Wichtig: Hinter der *Tissot*-Uhr steht eine Organisation, die den ganzen Erdball umfaßt. Auf welchem Kontinent Sie sich auch befinden – überall finden Sie einen Spezialisten, der sich Ihrer *Tissot*-Uhr annimmt.

No. 8325 rostfreier Stahl . . . . Fr. 111.—
goldplattiert 20 Mikron Fr. 122.—
Gold 14 Kt. . . . . . . Fr. 210.—
Gold 18 Kt. . . . . . . Fr. 238.—

SEIT 1853 Tissot

Nur bei den offiziellen Tissot-Vertretern erhältlich · Die Uhrenfabrik Chs. Tissot & fils S. A., Le Locle, gibt Ihnen gerne die Adresse der nächsten Verkaufsstelle an.

HELVETIA

Die drei stillen Messen

Eine Weihnachtslegende aus dem 17. Jahrhundert, erzählt von Alphonse Daudet
und übertragen von Rudolf Weckerle

«Sind es auch wirklich zwei mit Trüffeln gefüllte Truthennen, Garrigou?»
«Ja, Hochwürden, zwei Truthennen, prächtig vollgepfropft mit Trüffeln. Das dürfen Sie mir glauben; denn ich selber war dabei, als sie gefüllt wurden. Hochwürden, ich kann Ihnen sagen, daß die Vögel so prallvoll sind, daß ihnen beim Braten die Bäuchlein platzen werden.»

«Und ich habe die Trüffeln so gern! — Gib mir schnell das Chorhemd, Garrigou . . . Und außer den Truthennen, was gab es sonst noch in der Küche?»

«Oh, noch vielerlei gute Sachen. Seit Mittag haben wir nichts anderes getan, als Fasanen, Wiedehopfe, Haselhühner und Auerhähne gerupft. Die Federn wirbelten nur so herum . . . Zudem haben unsere Fischer vom Teich auch ihren Teil gebracht: Aale, dicke Karpfen, Forellen und . . .»

«Wie groß sind die Forellen, Garrigou?»

«So groß, Hochwürden, sehen Sie? Einfach riesig!»

«Oh, Gott! mir ist, als sehe ich sie vor mir. — Hast du die Meßkännchen gefüllt?»

«Ja, Hochwürden. Oh, was werden Sie erst für einen Wein trinken nach der Mitternachtsmesse im Schloß! Wenn Sie auf dem Tisch des Eßsaals all die Kannen voll funkelnden Weins sähen! Und das glitzernde Silbergeschirr, den fein ziselierten Tafelaufsatz, die Blumen, die kostbaren Leuchter! Ein solch herrliches Weihnachtsmahl haben Sie noch nie erlebt. Der Markgraf hat alle Edelleute der ganzen Umgebung eingeladen. Es werden wenigstens vierzig Gäste an der Tafel teilnehmen, den Schultheißen und Amtsschreiber nicht mitgerechnet. Welch Glück für Sie, dabei zu sein, Hochwürden! — Nichts geht mir über diese schönen Truthennen; der köstliche Geruch der Trüffeln kitzelt mich jetzt noch in der Nase.» Und Garrigou schnalzte mit der Zunge.

«Nun aber genug, mein Lieber! Gott bewahre uns vor der Sünde der Genußsucht, ganz besonders am Tage von Christi Geburt. Jetzt geh schnell und zünde die Kerzen an und läute das Glöcklein; denn bald ist Mitternacht; wir dürfen nicht zu spät sein! —»

So wurde gesprochen in der Weihnachtsnacht im Jahre des Herrn 1642, zwischen dem hochwürdigen Herrn Balaguère, ehemals Prior des Barnabiter Ordens, jetzt Kaplan der Herren von Trinquelage, und seinem kleinen Kirchendiener Garrigou. Ja, dieser Garrigou, er bildete sich wohl ein, ein braver Kirchendiener zu sein; doch man muß wissen, daß an jenem Abend der Böse selber in die Gestalt des jungen Mesners geschlüpft war und aus seinem runden Spitzbubengesicht schalkhaft grinste, um den ehrwürdigen Pater gehörig in Versuchung zu führen.

Nun, während unser Teufelskerl Garrigou aus Leibeskräften an den Strängen zog, daß die Glocken weit in die Nacht hinaus klangen, legte in der kleinen Sakristei des Schlosses der Priester sein Meßgewand an. Und weil sein Geist bereits von all den feinschmeckerischen Worten Garrigous verwirrt war, wiederholte er mit halblauter Stimme vor sich hin:

«Gebratene Truthennen, knusperige Karpfen, feine Forellen! —»

Draußen, um die Ecken der alten Mauern blies der Wind und streute die hellen Glockentöne über das nachtstille Land. Auf der Höhe des Mont Ventoux ragten die alten Türme von Trinquelage in den sternenklaren Weihnachtshimmel. An den Hängen des Berges tauchten da und dort Lichter aus dem Dunkel. Die Bauern und Pächter der Umgebung zogen mit Frau und Kind zur Mitternachtsmesse hinauf in die Schloßkapelle. Sie sangen schlichte, alte Weihnachtslieder und gingen in Gruppen von fünf oder sechs, voraus der Vater, eine Sturmlaterne in der Hand. Die Frauen hatten sich in ihre weiten, braunen Mäntel und Pelerinen gehüllt, unter die sich die Kinder drängten, um sich vor dem scharfen Winde zu schützen. Trotz der späten Stunde und der Kälte pilgerten alle diese guten Leute leichten Schrittes dahin. Der Gedanke, daß ihrer nach der Messe, wie alle Jahre, ein reichgedeckter Weihnachtstisch drunten in den geräumigen Küchen des Schlosses harre, stimmte ihre Herzen froh und festlich. Von Zeit zu Zeit rumpelte auf dem steinigen Pfad die Karosse eines Edelmannes daher, von munteren Fackelträgern begleitet. Die blanken Fensterscheiben des Wagens glänzten im Licht des Mondes. Ein Maultier trottete vorbei, mutwillig den Kopf schüttelnd, daß die Glöcklein lustig bimmelten. Und im rauchigen Schein ihrer Stocklaternen erkannten die Pächter ihren Schultheißen, der auf dem Rücken des Tieres saß, und sie grüßten ihn im Vorübergehen: «Guten Abend, Meister Arnoton!»

«Grüß euch Gott, meine Leute!» gab er herzlich zurück.

Die Nacht war hell, die Sterne funkelten am klaren Winterhimmel. Die Bise drang durch die Kleider, und ein feines Schneegeflock rieselte über die frohen Pilger. Der Himmel ist dem Lande treu und beschert ihm jedes Jahr ein weißes Christfest. Zuoberst auf der Anhöhe thronte das Schloß mit seinen mächtigen Türmen und steilen Giebeln. Wie verzaubert ragte das Glockentürmchen der Kapelle in den blauschwarzen Nachthimmel. Und hinter den hohen Fenstern blinzelten und flimmerten viele kleine Lichtlein; bald verschwanden sie, bald tauchten sie wieder aus dem Dunkel auf und blitzten durch die buntfarbigen Scheiben.

Wenn man die Zugbrücke überschritten hatte und durch das Eingangstor gegangen war, mußte man, um sich in die Kapelle zu begeben, einen Hof überqueren. Er war angefüllt mit Karossen, Dienern und Sänften, und vom Licht der Fackeln

PARFUMS LUCIEN LELONG - PARIS

STUDIO VOGUE

AGENT GÉNÉRAL POUR LA SUISSE: E. TETTAMANTI & CIE, ZURICH 6

und dem Feuer, das aus den offenen Küchenfenstern loderte, hell erleuchtet. Man hörte, wenn die Bratspieße gedreht wurden, ein seltsames Knirschen und dazu das feine Klirren und Klingen des Kristall- und Silbergeschirrs, das von dienstfertigen Händen auf die Tische gestellt und zurechtgerückt wurde. Und über allem schwebte ein lauwarmer Dunst, der herrlich nach gebratenem Fleisch und würzigen Saucen roch, ein Geruch, der schmeichelnd war und den Bauern, dem Kaplan, dem Schultheißen und allen Leuten in die Nase stieg: «Das soll ein Weihnachtsmahl geben, wie schon lange nicht mehr!»

Die Mitternachtsmesse beginnt. In der Schloßkapelle, einer Kathedrale im kleinen mit ihren schöngeschwungenen Kreuzgewölben und ihrem Eichengetäfel, brennen alle Kerzen. Vom Portal bis zum Altar ist ein kostbarer Teppich ausgebreitet. Und all die vornehmen Leute in festlichen Gewändern! Vorne in den geschnitzten Chorstühlen sitzt in einem Prunkgewand von salmfarbigem Taffet der Schloßherr von Trinquelage, umgeben von all seinen adligen Gästen. Auf der gegenüberliegenden Seite haben auf sammetgepolsterten Betstühlen Platz genommen die alte verwitwete Markgräfin in feuerrotem Brokatkleid und die junge Herrin von Trinquelage; auf ihrem Kopf prangt ein hoher Spitzenhut nach neuester französischer Hofmode. Weiter hinten sieht man, in Schwarz gekleidet, den Schultheißen Thomas Arnoton und den Gerichtsschreiber Ambroy mit großen Perücken und glattrasierten Gesichtern, zwei strenge Männer, die sich fast zu ernst ausnehmen zwischen all den festlichen Menschen in Seide und golddurchwirktem Damast. Weiter hinten folgen die wohlbeleibten Proviantmeister, die Pagen, die Jagdgehilfen und Aufseher. In den Bänken zuhinterst sind die niederen Dienstleute, die Knechte und Mägde, die Pächter mit ihren Familien; und bei der Türe schließlich, die immer wieder leise auf- und zugeht, erblickt man die Herren Küchenjungen. Sie kommen sozusagen zwischen zwei Saucen und bringen in die nach Weihrauch und Kerzen duftende Kirche einen Vorgeschmack des Weihnachtsessens; sie schlüpfen jedoch bald wieder hinaus, von der Messe auch einen kleinen Gnadenschimmer mit sich nehmend.

Sind es ihre kleinen weißen Barette, die den messelesenden Priester so zerstreut machen? Oder ist es nicht eher das Meßglöcklein, das der Ministrant Garrigou hastig schüttelt, daß das überstürzte Klingeln dem Kaplan schrill in die Ohren zu sagen scheint: «Schnell, schnell! Je rascher wir fertig sind, desto früher werden wir bei Tisch sein.»

Und in der Tat, jedesmal, wenn dieses Teufelsglöcklein läutet, vergißt der Kaplan Messe und Andacht und denkt nur noch an das Weihnachtsmahl. Er sieht im Geiste die Köche mit vor Aufregung und Hitze geröteten Gesichtern am Herde stehen, in welchem ein mächtiges Feuer lodert; er sieht Dämpfe in die Höhe steigen; er sieht die fetten Braten, die in den Pfannen brutzeln, und zwei prächtige, mit Trüffeln vollgestopfte Truthennen. Und an seinem geistigen Auge zieht noch eine ganze Reihe Pagen vorüber; sie tragen volle Platten (verführerische Dünste hüllen sie ein), und er schreitet mit ihnen in den großen Eßsaal, wo für das Festmahl schon alles bereitet ist. Oh, was für Herrlichkeiten! Da steht der Tisch, ganz beladen mit funkelnden Köstlichkeiten: Pfauen, die mit ihren buntschillernden Federn garniert sind, Fasane mit fettglänzenden Flügeln, Flaschen voll rot funkelnden Weines, verlockend glänzende Früchte, zu kleinen Pyramiden kunstvoll aufgeschichtet und mit grünen Zweigen geschmückt, und diese herrlichen Fische, von welchen Garrigou gesprochen hatte: sie liegen ganz in Fenchelkraut gebettet und haben perlmutterglänzende Schuppen, als ob sie eben erst aus dem Teiche kämen.

Die Vision dieser Wunderdinge ist so lebhaft, daß der Kaplan die Platten, gefüllt mit auserlesenen Speisen, vor sich auf den Stickereien des Altartuches zu sehen glaubt, und statt des Dominus vobiscum ist er zwei- oder dreimal versucht, das Tischgebet zu sprechen. Außer diesen leichten Entgleisungen liest der würdige Herr seine Messe sehr gewissenhaft, ohne eine einzige Linie wegzulassen oder eine Beugung des Knies zu vergessen, und alles geht leidlich gut bis zum Ende der ersten Messe; denn man muß wissen, daß ein Priester am Weihnachtstag drei aufeinanderfolgende Messen zu zelebrieren pflegte.

«Eine ist herum!» sagt sich der Kaplan mit einem Seufzer der Erleichterung. Und ohne eine Minute zu verlieren, gibt er seinem Ministranten, oder vielmehr dem, den er für seinen Ministranten hält, ein Zeichen . . .

Die zweite Messe beginnt und mit ihr auch die Sünde des Kaplans Don Balaguère.

«Schnell, schnell, noch schneller!» schreit ihm Garrigous Glöcklein mit seiner gellenden Stimme ins Ohr; und der unglückliche Priester, der diesmal ganz dem Dämon preisgegeben ist, fällt beinahe über sein Meßbuch her und verschlingt mit der Gier des Heißhungers Seite um Seite. Alle seine Handlungen und Bewegungen, das Kreuzzeichen und die Kniebeuge sind hastig und überstürzt und werden nur noch halb ausgeführt. Beim Evangelium hebt er kaum mehr die Arme, beim Confiteor schlägt er kaum mehr an die Brust. Der Priester spricht sehr schnell und undeutlich, und die Antworten seines Ministranten sind nur noch abgehackte Silben. Die Wechselgebete überstürzen sich und geraten durcheinander; die Worte enden in einem unverständlichen Gemurmel.

«Dom . . . scum . . . !» sagt Balaguère.

«. . . Stutuo . . . !» antwortet Garrigou; und schon wieder schrillt ihnen das Glöcklein in die Ohren, wie jene Schellen, die man an den Köpfen der Postpferde anbringt, um sie zu schnellem Galopp anzutreiben. Man kann sich denken, daß in diesem Tempo eine stille Messe schnell zu Ende ist.

«Und zwei sind herum!» sagt der Kaplan ganz außer Atem; und ohne sich die Zeit zu nehmen zu verschnaufen, eilt er, schwitzend und mit gerötetem Gesicht, die Altarstufen hinunter, und . . . die dritte Messe beginnt.

Fortsetzung Seite 93

RINGS UM DAS BETT GIBT ES BEHAGLICHKEIT MIT

Morland's 'TOR'

Schaffell-Vorleger

Dreiteilig, aus echtem Schaffell hergestellt, umgibt dieser Morland-'Tor'-Vorleger das Bett mit Behaglichkeit und Wärme. Weiß oder in verschiedenen gefälligen Farben erhältlich in den Teppichgeschäften.

REGD TRADE MARK

CLARK SON AND MORLAND LIMITED · GLASTONBURY · SOMERSET · ENGLAND

Ein kleiner Plausch unter strahlendem Berghimmel ... In der leuchtenden Engadinertracht natürlich. Mit Recht ist die Bündnerin stolz auf ihr Kleid der Heimat. Es ist schön und schützt zugleich vor der gletschergekühlten Luft der Hochtäler, denn es wird aus herrlich weicher Wolle gewoben. Mit Wolle ist man immer gut versehen — Wolle schafft Wohlbehagen seit alters her.

Seit Menschen sich kleiden, hat **Wolle** *Bestand*

Nun bleiben sozusagen nur noch wenige Schritte, um in den Eßsaal zu kommen. Aber, ach! je näher das Weihnachtsmahl rückt, um so mehr fühlt sich der unglückliche Balaguère von einer rasenden Ungeduld gepackt. Seine Vision wird lebhaft, die knusperigen Karpfen, die gebratenen Truthennen, sie sind dort, dort ... Er berührt sie, er ... Oh, Gott! ... die vollen Platten dampfen, der Wein duftet; und das kleine Glöcklein schreit ihm mit wildem Geklingel ins Ohr: «Schnell, schnell, noch schneller! —»

Aber wie könnte er noch rascher sprechen? Seine Lippen bewegt er kaum mehr. Er spricht die Wörter nicht mehr aus. Er stibitzt (ja, man muß so sagen) dem lieben Gott seine Messe weg, der Unglückselige! — Immer neue Versuchungen fechten ihn an. Schon beginnt er einen Bibelvers auszulassen, dann zwei. Die Epistel ist ihm zu lang, er liest sie nicht zu Ende; mit flüchtigem Blick überfliegt er den Text des Evangeliums, er kommt zum Credo, übergeht es und läßt auch das Paternoster weg, und so stürzt er sich Sprung um Sprung in die ewige Verdammnis, beständig verfolgt von diesem niederträchtigen Garrigou (weiche von mir, Satan!), der ihm beharrlich sekundiert, ihm das Meßgewand hält, im Buch gleich zwei Seiten auf einmal umschlägt, am Ständer stößt, Meßkännchen umwirft und wie wild das Glöcklein schüttelt.

Man kann sich denken, was die Gläubigen für bestürzte Gesichter machen! Sie, die gezwungen sind, sich nach den Gebärden des Priesters zu richten, um dieser Messe zu folgen, von der sie kein Wort verstehen. Die einen erheben sich, während die andern niederknien, oder setzen sich, wenn andere aufstehen. — Wie wird der Weihnachtsstern, der heute am weiten Himmel zum kleinen Stalle von Bethlehem wandert, vor Entsetzen erblassen, wenn er diese Verwirrung mitansehen muß!

«Der Abbé macht zu schnell, man kann nicht folgen», tadelt die junge Herrin von Trinquelage, und sie schüttelt mißbilligend das strenge Haupt, daß ihr hoher Spitzenhut bedrohlich wackelt.

Seine große, schwarzumränderte Brille auf der Nase, blättert Meister Arnoton in seinem Meßbuch und brummt in den Bart: «Wo zum Kuckuck sind wir nun?» Aber alle diese braven Leute, die wie ihr Kaplan auch an das Weihnachtsmahl denken, sind im Grunde gar nicht böse, daß die Messe in diesem Eiltempo zu Ende geht. Und wie Don Balaguère mit strahlendem Gesicht sich gegen die Gemeinde kehrt und aus voller Kehle singt: Ite, missa est, da antworten ihm alle wie aus einem Munde ein Deo gratias mit so fröhlicher Stimme, daß alle glauben, sie säßen schon am gedeckten Tisch im Festsaal, wenn der erste Trinkspruch ausgebracht wird.

Wenige Minuten später hatten sich alle Edelleute im großen Saale versammelt, der Kaplan mitten unter ihnen. Im Schloß, das von oben bis unten hell erleuchtet war, ertönten Lieder; da war ein lustiges Kichern und Lachen, ein frohes Schwatzen und Lärmen. Und der hochwürdige Don Balaguère pflanzte seine Gabel in den Flügel einer fetten Truthenne und leerte immer wieder den Becher in gierigen Zügen, als ob er in Strömen berauschenden Weins seine Gewissensbisse ertränken wollte. Doch soviel er auch trinken und essen mochte, er sollte sich seines Lebens nicht mehr lange freuen; noch in derselben Nacht starb er an einem Schlaganfall, so unerwartet, daß er nicht einmal Zeit hatte, seine Sünde zu bereuen. Am Morgen, noch ganz benommen vom Festtaumel der Nacht, kam er vor dem Himmelstor an; und ihr könnt euch denken, wie er hier empfangen wurde.

«Geh mir aus den Augen, schlechter Christ!» zürnte mit donnernder Stimme unser oberster Richter, der Herr des Himmels und der Erde. «Dein Fehltritt ist so schwer, daß ein ganzes Leben in Gottesfurcht und Tugend ihn nicht wieder gutmachen könnte. Du hast mich in der Heiligen Nacht um eine Messe betrogen. Wohlan, es ist geschehn! Du wirst mir dafür dreihundert bezahlen, und du darfst nicht eher zu den himmlischen Scharen im Paradiese eingehen, bis daß du diese dreihundert Weihnachtsmessen zelebriert hast; und merke dir: drunten in der Schloßkapelle in Gegenwart all jener, die wegen deiner Schwäche mit dir gesündigt haben.»

Und hören wir nun die wahre Legende des Don Balaguère, wie sie im Lande der Oliven erzählt wird. Heute ist das Schloß von Trinquelage nicht mehr; aber die Kapelle steht noch jetzt, umgeben von einem Kranze grüner Eichen, droben auf der Höhe des Mont Ventoux. Der Wind geistert um das alte Gemäuer und schlägt die lottrige Tür auf und zu, das Gras überwuchert die Treppenstufen; die Vögel nisten in den Ecken des Altars und in den Mauernischen. Wilde Rebe rankt an den hohen Fensterkreuzen empor. Die Glasscheiben mit den buntfarbigen Heiligenbildern von ehemals sind seit langer Zeit in Scherben. Doch jedes Jahr an Weihnachten geschieht es, daß ein übernatürlicher Lichtschein die gespenstische Kapelle erhellt; wenn die Bauern hier vorbei in die nächste Kirche zur Mitternachtsmesse gehen, gewahren sie ihn. Ihr möget darüber ungläubig lächeln; doch ein Winzer der Gegend, Garrigue geheißen, ohne Zweifel ein Nachkomme unseres Garrigou, hat mir berichtet, daß an einem Weihnachtsabend, als er mit ein paar Freunden bis spät in die Nacht gezecht hatte und in angeheiterter Stimmung heimkehren wollte, er sich auf dem Berg in der Gegend von Trinquelage verirrt habe. Und hören wir nun, was Garrigue erlebt hatte: «Bis nach elf Uhr war ringsum alles totenstill. Doch auf einmal, es mochte bald Mitternacht sein, klang von der Höhe ein Glockenläuten, so fein und leise, als kämen die Töne aus weiter Ferne. Bald sah ich auf dem Wege, der am Hang hinansteigt, Lichter aufleuchten, und gespenstische Schattengestalten wanderten vorüber. Im Vorhof der Kapelle hörte man Schritte gehen und Stimmen flüstern:

‚Guten Abend, Meister Arnoton!'

‚Grüß euch Gott, meine Leute! ...'

Als die seltsame Geisterschar in der Kirche war, näherte ich mich leise. Durch einen breiten Spalt im morschen Holz der Türe schaute ich ins Innere der Ruine. Alle die geisterhaften Wesen hatten sich vorn im Chor und im Schiff versammelt, als ob noch die alten Bänke dort zwischen den Mauerresten ständen. Da erblickte ich schöne, vornehme Damen in Sammet und Brokat und Spitzenhauben, adelige Herren in pelzverbrämten Mänteln, Bauern und Bäuerinnen mit geblümten Jakken, wie in alten Zeiten Großvater und Großmutter sie trugen. Mir war, als ob all diese Menschen aus dem Grabe erstanden wären; denn Erde und Staub klebten an ihren welken Gesichtern, und alle sahen sehr alt und müde aus. Ein paar Nachtvögel, das Jahr über die einzigen Gäste der Kapelle, streiften, vom Lichtschein geweckt, mit lautlosem Flügelschlag um die Kerzenflammen, die, als ob sie hinter einem Nebelflor brennen würden, nur ein mattes Licht spendeten.

Und etwas belustigte mich derart, daß mich fast das Lachen ankam; da war ein Mann mit einer großen, schwarzumränderten Brille, der immer wieder unwirsch den Kopf schüttelte; denn ein Vogel hatte sich auf seine Perücke gesetzt und darin seine Füße so verwickelt, daß er trotz heftigen Flügelschlagens nicht mehr loskommen konnte.

Vorne, in der Mitte des Chores, kniete ein alter Mann, klein und unscheinbar von Gestalt, nicht viel größer als ein Kind; mit verzweifelter Gebärde schüttelte er ein Glöcklein; aber es wollte nicht den geringsten Ton von sich geben. Ein greiser Priester im Festornat stand vor dem Altar, mit erhobenen Armen; sehr würdevoll und mit großer Andacht las er die Messe; doch sosehr er auch die Lippen bewegte, es kam kein Laut aus seinem Munde. Wahrlich, dieser Priester konnte kein anderer sein als Don Balaguère, der seine dritte stille Messe las.»

☆

Vom Bücherschenken

Liebe Freundin! Ihre Bemerkung das letztemal, daß der gute Herr Füchsli von Ihrem Geschenk nicht eben erbaut gewesen sei, gab mir mancherlei zu denken. Ein solches Benehmen sei doch taktlos. Mag sein, daß ein Formfehler vorlag. Gut, achten wir Konventionen, aber überschätzen wir sie nicht. Ist es nicht vielleicht ein achtbares Zeichen der Aufrichtigkeit, daß er den dickleibigen Amerikaner nicht mit dem glatten, anerzogenen Dankeschön der «guten Kinderstube» annahm? Weil es ein Buch der Allerweltsreklame war, braucht es deshalb Das Beste zu sein? Und, Hand aufs Herz, haben Sie das Buch Ihrer Wahl auch gelesen? Haben Sie je unbekümmert nach dem Journal ein Kleid bestellt, ohne Proben, ohne aufreibende Telephongespräche und ohne schlaflose Nächte und über die Qualität geistigen Stoffes und seinen Zuschnitt wollen Sie auf ein Gerede im ersten Griff entscheiden? Natürlich, jetzt lachen Sie.

Vertrauen Sie Büchern, die Tiefgang haben, wenn Sie den Weg zu sich selber suchen. Lassen Sie sich beraten von diesen stillen Freunden, die Ihnen uneigennützig und unnachsichtig, oft wahrhaft wie weise Ahnen und Geistesfürsten, Hilfe anbieten. Und wenn Sie mich schon trotz unserm heftigen Disputieren zum Bücher-Orakel ernennen, so ist dies bei weitem nicht genug. Sie müssen selber auf die Suche ziehen, unermüdlich prüfend, das innere Hören und Sehen für Wesentliches frei machend.

Glauben Sie jedoch nicht, daß ich Sie nur mit Meisterwerken bekannt mache — es gibt sie selten; auch ist unsere Zeit nicht danach angetan, sie hervorzubringen. Weitaus an der Spitze von allem bekannten Neuern steht Bergengruens «Der Grosstyrann und das Gericht» (Arche, Zürich), der am Rande einer renaissancehaften Wirklichkeit spielt. Die Hintergründigkeit des Großtyrannen macht den Roman zum weltgeschichtlichen Gleichnis. Wie aus der Ausstrahlung einer Mordtat eine Stadt in aufgewühlte Unruhe gerät und eine Gruppe Menschen, zusammengehörig durch den Zwang der Stunde, an den Fäden der verschiedensten Motive ziehend-gezogen ihrer Versuchung entgegengehen — jeder sich selber ins Gericht, der oberste nicht anders als der geringste, in das eigene Feuer der Sühne treten muß, das ist hoher Rang der Gesinnung und der Sprachkunst. Es klingt manches an Hofmannsthal an: Heimlichkeit und Offenheit einer von den fünf Sinnen erbauten Welt, aber durchweht von der Regie eines sechsten; auch das Orientalische, vieldeutig Verschlungene ist vertreten, und der Gestalt des Färbers ein so bedeutungsschwerer Platz eingeräumt wie Barak, dem Färber in der «Frau ohne Schatten», nur daß bei Bergengruen nicht Zauberlicht und Traumbild eines Weltdeutenden vorwaltet, sondern ein viele Schicksale verknüpfendes Ethos im politischen Schicksal.

Von diesem Buche der Versuchungen und Leichtverführbarkeiten der Mächtigen und Unmächtigen zum eigentlichen Zeitroman: Mark Aldanow, «Vor der Sintflut» (Morgarten-Verlag, Zürich). Der Monolog eines Gelangweilten im alten Rußland des 19. Jahrhunderts ist der Auftakt eines weit ausgesponnenen Gesellschaftsromans, der in seinen nahezu 600 Seiten alle Begebenheiten der sich zubereitenden Umwälzung in der höfischen Gesellschaft und den revolutionären Zirkeln entrollt. Aldanow ist ein sehr amüsanter Unterhalter. Die Anekdoten überkugeln sich, und all sein Quellenwissen ist in gelockerten, schmiegsamen Einflechtungen, immer mit einem leichten Stich ins Pikante, untergebracht; er läßt keine von den Berühmtheiten des Tages aus; man sitzt zwischen Marx und Engels in einem grotesken Haushalt bei Hintergedanken und Debatten, verbringt

Omega erwarb das Vertrauen der Welt *

Sie haben die Wahl...

OMEGA
Automatic

Omega Automatic verdient Ihr Vertrauen. Seit es Armbanduhren gibt, hat wohl keine Uhr so viel Aufsehen erregt wie die Omega Automatic. Kein Wunder, sie kristallisiert einerseits die wertvollen, während eines Jahrhunderts im Dienste der Präzision von Omega erworbenen *Erfahrungen.* Sie bietet anderseits alle *Errungenschaften* der *modernen Wissenschaft* in Uhren in so *vollendeter Form,* wie sie nur eine grosse, über unbeschränkte technische Mittel verfügende Fabrik erreicht. Am Arm zieht sie sich selbsttätig, automatisch auf. Jede Bewegung spannt die Feder. Eine Kraftreserve hält sie auch in ruhiger Lage während 1½ Tagen in Gang.

Das feine, patentierte Uhrwerk hat 17 Rubine. Es gleicht die Einflüsse der Temperaturschwankungen, denen jede Uhr unterworfen ist, automatisch aus, ist zudem amagnetisch und mit einer speziellen Vorrichtung versehen, die die kostbare Unruh vor nachteiligen Folgen heftiger Stösse schützt. Was aber den *Enthusiasmus aller Besitzer,* ja die *Bewunderung aller kompetenten Fachleute* bewirkt, ist die unvergleichliche Präzision, die wertvollste ihrer vielen wertvollen Eigenschaften. Mit Meisterschaft hat Omega in der Automatic die mit den berühmten Omega-Präzisionsrekorden in Kew, Genf und Neuenburg gewonnenen Erfahrungen ausgewertet und eine Uhr geschaffen, die die grosse Tradition der Schweizer Uhrmacher würdig fortsetzt. Die Tatsache, dass die Omega Automatic trotz allen technischen Finessen eleganter und flacher ist als die üblichen automatischen Modelle, erklärt den grossen Welterfolg dieser Uhr. Wer immer in der Lage ist, an den Vorteilen des technischen Fortschrittes teilzuhaben, wird sich *jetzt* für die Omega Automatic interessieren.

Ref. 555	Edelstahl, wasserdicht, Sek. aus der Mitte	Fr. 220.—
Ref. 582	18 Kt Gold, wasserdicht, Sekunde aus der Mitte, Zifferblatt mit Goldzahlen	Fr. 860.—
Andere Modelle „Automatic“, nicht wasserdicht, ab .		Fr. 185.—

***Omega-Tatsachen**

- *Die Omega-Uhr wird von der Elite der Uhrmacher der ganzen Welt als aussergewöhnlich feine Uhr geschätzt und gepriesen.*
- *Die Omega-Uhr bewährt sich als die genaueste aller Armbanduhren an den Präzisions-Wettbewerben der Sternwarten von Kew-Teddington, Genf und Neuenburg.*
- *Als erste und einzige Uhr wurde die Omega drei Mal ohne Unterbruch von den Experten als offizieller Zeitmesser der Olympischen Spiele gewählt. (1933, 1936, 1948).*

mit Bismarck eine schlechte Nacht, in der er Angriffspläne wälzt und zynische Ehrlichkeit wie Schmerzen mit Kognak begießt, oder hört Dostojewskij zigarettenrauchend politisieren. Immer ist in diesen Schilderungen ein Gran Sarkasmus enthalten, oft Respekt vor den eigenwilligen Sonderlingen und oft mehr als eine Spur respektloser Ironisierung — und der Leser fühlt sich eingeladen in die Stellung eines herablassenden Lächlers, die so wohl tut: zu Wagner, Nikolaus II., Gladstone, Disraeli, dem Berliner Kongreß, nach Ems und Paris. Das Attentat auf Alexander II.: Da, auf diesen Seiten einer nicht über das handwerklich Gekonnte hinauswachsenden Tatsächlichkeit, rührt uns die Tragödie des scheiternden Willens an, die Fatalität, daß es so kommen mußte und aus ganz kleinen Antrieben die gewaltige Lawine losbrach.

Mit unverminderter Gewalt packt uns immer noch die unerhört explosive Aufgerissenheit in den «DÄMONEN» Dostojewskijs (Artemis, Zürich) oder das schleichende Grauen der revolutionären Unterwelt, das Blicklose und Gejagte in dem faszinierenden Werk «MIT DEN AUGEN DES WESTENS» von Joseph Conrad.

Wenn Sie wieder einmal Lust nach der großen Kunst der Biographie haben, so suchen Sie nach Strachey oder einem klassisch machtvollen Werk der Lebensdeutung und der Zeiterfassung wie Saint René Taillandiers «HEINRICH IV. VON FRANKREICH» (Callwey, München). Wollen Sie aber für das Nachstehende *diesen* Gesichtspunkt festhalten: Die alte, festgefügte Zeit ist im Zerfall, und allerorten gibt das geistige Leben Zeugnis von einem Neuen und Umstrittenen. Es ist eine der Merkwürdigkeiten dieser Zeit, daß das Essentielle weit mehr denn je auf andern Gebieten als dem der Literatur hervortritt. So ist es zum Beispiel eine Epoche vorzüglicher Interpretationen und deutenden Begreifens. Der mit Spannung erwartete zweite Band der «EUROPÄISCHEN KUNSTGESCHICHTE» von Peter Meyer (Schweizer-Spiegel, Zürich) vermittelt den Hochgenuß eines großartig gemeisterten Unterfangens, die Kunst unseres Kontinentes von Giotto bis Picasso in kulturell weitgespanntem Bogen mit jenem besten helvetischen Salz des Geistes zu vermitteln, das das baslerische ist. Ueberall finden wir glänzend Scharfsinniges der Formulierung, verbunden mit einer überaus kritischen Urteilskraft und plastischem Vergleich. So in Gegenüberstellungen wie Renaissance und Klassizismus oder in der Beleuchtung der technischen Welt als eines Weges ins quasi Religiöse mit neuromantischen Zügen. Seit Jacob Burckhardt gibt es in keiner Kunstgeschichte einen solch persönlichen Stil geistigster Weite und Anschaulichkeit.

Wer sich aber ganz dem Bildzauber des Unbekanntesten hingeben will und eine avantgardistische Psychologie des schöpferischen Aktes schätzt, den laden Sie ein, Ihnen André Malraux «PSYCHOLOGIE DE L'ART — LA CRÉATION ARTISTIQUE» (Alb. Skira, Genf) zu schenken. Das ist das Raffinierteste, an Luftsprüngen Kühnste, was Sie sich vorstellen können! Der Text ist mehr als ein Leckerbissen für verwöhnte Gaumen: wirklich ein Pronunciamento der Umbewertungen, hingeschleudert in den feurigen, kampflustigen und verehrenden Worten eines Dichters.

Ganz Bilderbuch der Entspannung scheint Eippers «TIERE SEHEN DICH AN» (vorzügliche Neuauflage im Artemis-Verlag). Einzigartig ist die stumme Beredsamkeit der Tierphysiognomie hier zum Bilde geworden, und mit wissenden Worten geht die Sympathie durch die Gitter zum «Bruder Tier», dem Gefangenen im Zoo, vor dessen Würde oft der Mensch als armer Herr verblaßt.

Der hellsichtige, jeder Kreatur verbundene Dichter Morgenstern vermerkte lange vor dem ersten Weltkrieg: «Bewußtsein — wir stehen an einem Ende, wir sind ein Anfang.» Und hier scheint wirklich die allergrößte Umwälzung in den Wissenschaften im Gange, mit der Folge, daß beispielsweise die katholische Kirche alle Studien über moderne Psychologie und Physik eingehend erwägt und Atomforscher theologische Studien betreiben! An die prophetischen Worte Morgensterns denkt man unwillkürlich, wenn man sich in C. G. Jungs neuestes Werk, «SYMBOLIK DES GEISTES» (Rascher, Zürich), vertieft, mit dem hochbedeutsamen Beitrag von Riwkah Schärf: «DIE GESTALT DES SATANS IM ALTEN TESTAMENT.» Weil wir es uns ja immer zu leicht machen mit der erkenntnismäßigen Erfassung des Bösen und uns gar zu gern an den alten Busch halten:

«Das Böse, dieser Satz steht fest,
ist stets das Gute, was man läßt...»,

also das Böse so recht aufklärerisch-moralisch von der Hand schieben, wird eine solche Untersuchung Wände einreißen. Dieser Differenzierungsprozeß des Göttlichen, mit welch dramatischer Wucht bricht er in der Hiobsgeschichte herein! Außerdem findet sich in dem gleichen Band der vielfach umgearbeitete «Versuch einer psychologischen Deutung des Trinitätsdogmas», der machtvolle Aspekte enthält und als Näherführung zu den Glaubensgeheimnissen, aus Ahnungsfülle und Wissen um den seelischen Organismus, eine ganz große Schau ist: Christus als heiliger Archetyp. Es stimmt solche Bemühung ganz überein mit den ständig sich mehrenden Querverbindungen zwischen Philosophie, Seelenlehre und Naturwissenschaft, wie Sie Ausgezeichnetes darüber in dem Büchlein von Paul v. Handel: «PHYSIK UND METAPHYSIK» (Müller und Kiepenheuer, Bergen II, Oberbayern), finden werden. Wenn unsre Zeit diesen Weg fortsetzt, so mag ein echter Humanismus sich prüfender Verantwortung und des Einstehens für den Nächsten anbrechen, ein neues Verständnis für die Einheit von Bios und Logos. Und all das ist es, was Ihnen, liebe Freundin, und jedermann zu diesen Festtagen wünscht — Ihr *H. A. Wyss*

✯

Schuheputzen am Silvesterabend

VON ERNST HEIMERAN

Ehe das Jahr seinen Abschied nimmt, das alte, ausgediente Jahr, und der angestammte Tafelaufsatz auf den Tisch kommt, auf den nicht mehr recht tafelfähigen Landstubentisch, will ich mich noch ein wenig nützlich machen und die Schuhe putzen.

Alle Jahre wieder suche ich für die Dämmerstunde des Silvesters nach einer besinnlichen Beschäftigung. Vormittags habe ich, wie ich es von zu Hause gewohnt bin, das Wirtschaftsbuch abgeschlossen, um mir über den Verbrauch der letzten zwölf Monate Rechenschaft zu geben. So recht ernst kann ich diese Zahlen indessen nicht mehr nehmen, seitdem uns zu wiederholten Malen ein Strich durch die Rechnung gemacht wurde. Mittags haben wir Erbsenbrei gegessen. Eigentlich sollte es Linsenbrei sein, und ganz sicher bin ich nicht, ob Erbsen die gleichen Dienste leisten, die nach Altväterglauben an die glückverheißenden Linsen gebunden sind. Aber Linsen wuchsen uns nicht zu, und es ist Glücks genug, daß uns Erbsen gewachsen sind. Nach Tisch haben wir den Kindern zur Wahl gestellt, ob sie sich hinlegen und schlafen und dafür abends wie Erwachsene aufbleiben wollten, oder ob sie nicht doch lieber hierauf verzichten möchten, um dafür des gewohnten Nachmittagsschlafes enthoben zu sein. Sie haben sich, seufzend zwar, dafür entschieden, das Erwachsensein zu erkaufen, da sie sich von des Jahres letzter Stunde, die in ihrem Vierhändigalbum hoch besungen wird, noch viel versprechen.

Indessen die Kinder in ihrer Kammer, der sogenannten Kajüte, entschlummerten — Christiane erst nach hartem, kissenwühlendem Kampf — und von der Küche herüber die Spülschüsseln der Hausfrau klapperten, hatte ich nach einem Buche gefahndet, das der Jahresabschiedsstimmung anstünde. Von jenen Schriften, die wie Dickens' Silvesterglocken oder Jean Pauls Abenteuer in der Neujahrsnacht unmittelbar auf den Kalender bezogen sind, bin ich schon des längeren abgekommen, da sie mich meiner mehr entheben, statt auf mich hinzulenken. Und dies ist es, was ich mir, wenn immer, an Silvester schuldig zu sein glaube, diese Spiegelstunde in der Einsamkeit der Dämmerung, indessen der Schneewind auf dem Schornstein die wohligwehe, von Kindheit an vertraute Lebenstonleiter bläst.

Da ich mich in Büchern, so viel sie mir sonst bedeuten, nicht finden konnte, bin ich darauf verfallen, nicht länger mit Empfindungen müßig zu gehen, sondern mit den Händen etwas Nützliches zu tun, bei dem sich für die innere Inventur vielleicht Faßlicheres würde gewinnen lassen.

Stiefelputzen ist ein solches Tun, ein Gleichnis der Reinigung. Das Schuhzeug und das ausgetretene Jahr, man kann sich darüber beziehungsreiche Gedanken machen. Doch ist mir das erst nachträglich zum Bewußtsein gekommen, wie denn auf so manche Lebenshandlungen erst von ihrer Vollendung her das erhellende Licht fällt.

Vorerst beschäftigt mich die Aufgabe, das angebrauchte Schuhwerk des Hauses zusammenzutragen. Von Rechts wegen hätte jede Garnitur ihren vorgesehenen Abstellplatz neben der Truhe im Flur, bei Schmutzwetter an der Kellertreppe, und Pantoffeln gehören allenfalls noch unters Bett. Doch ist es im Winter mitunter trocknungshalber geboten, Schneestiefel um den Küchenherd zu versammeln, oder, wenn es denn sein muß, am Kachelofen der Wohnstube. Keinesfalls haben aber doch Schuhe etwas im Bad zu suchen, wie ich mich denn überhaupt frage, wozu Christiane außer ihren Winterstiefeln noch ihre Sommerhalbschuhe eingedreckt hat, noch dazu ihre guten. Ganz gut sind sie freilich auch nicht mehr, was nicht wundernimmt, wenn man sie wie heute offenbar dazu mißbraucht, damit schnell eben zum Kompost zu laufen, um Eichhörnchen zu füttern, dieselben Eichhörnchen vermutlich, die im Sommer unsere Kirschen und im Herbst unsere Haselnüsse plündern. Von Christiane fährt drittens vor der Kellertüre noch eine Sandale herum; die dazugehörende andere angle ich nach längerem Pirschen tief unter ihrer Besitzerin Bett hervor. Dabei bleibt mir das Riemenwerk an den Fingern kleben, und nun frage ich dich, Tochter, wie kommt die Sandale in Himbeersaft? Und die süße Tochter lächelt im rosigen Schlafe.

Der Kasten mit dem Putzzeug wird im Winter unter der Küchenbank aufbewahrt. Es ist der braune Zauberkasten meiner Kindheit. Von der ganzen Zauberei, wie es oft so geht, ist nur noch das Gehäuse übriggeblieben, das sich indessen infolge einer solidrealen Holzkonstruktion für Schuhcremeschachteln, Bürsten und Lumpen so trefflich eignet wie einst für die magischen Apparate.

«Aber ich werde gut damit fertig», wehrt mir freundlich die Hausfrau, bereits beschäftigt, die leiergekrönte Punschterrine aus dem Schranke zu räumen. «Wenn du nur für das Getränk sorgst.»

Daran ist nicht zu zweifeln, daß die Hausfrau auch ohne mein Zutun mit allem gut fertig würde, in ihrer Güte, richtiger gesagt. Gegen Hausfrauenarbeit ist Getränkeherstellung ein bloßes Spiel und annehmlich wie Bücherordnen etwa, auf das sich manche Männer ebenfalls wunder was zugute tun, obwohl sich derlei Hausherrenpflichten von selbst verstehen. Gerade aber die nicht selbstverständlichen und unaufgeforderten Dienstleistungen lassen den Haushalt als eine schöne, förmlich ritterliche Kunst erscheinen.

«Nimm wenigstens dies», empfiehlt die Hausfrau und gürtet mich als ihren Troubadour mit ihrer Schürze, rote Vierecke auf grauem Feld.

An den Zipfeln aufgenommen, dient mir die umgebundene Schürze zugleich als praktische Trage für das gesamte Schuhzeug. Denn ich tue, von edlen Gefühlen geschwellt, ein übriges und verlege die Putzarbeit in die kalte Waschküche, um der Küche, wie es im Winter sonst üblich und erlaubt wäre, die Schmutzerei zu ersparen.

Die Waschküche dient bei den beengten Wohnverhältnissen zugleich als Fahrradraum, Skistall, Werkstatt und Gartengerätekammer, was an Wäschetagen einen förmlichen Umzug bedingt und auch unter der Zeit nicht zur Gemütlichkeit beiträgt. Indessen gewährt dieser Umstand den augenblicklichen Vorteil, daß ich für die Sohlensäuberung der Nagelschuhe, zwischen deren Backenzähnen sich Eisklumpen festgebissen haben, geeignetere Instrumente zur Hand habe, als sie der Putzkasten anbietet. Ich wüßte nicht, wie man insbesondre Tills Trittlingen mit der kahlgewordenen Schmutzbürste beikommen sollte, wohingegen der lange Schraubenzieher und der Obstbaumkratzer hervorragend geeignet sind, das Nagelgebiß freizustochern.

Das Sohlengefrorene ist mit Bucheckernschalen untermischt, was mir deutlich macht, daß Till heimwärts am Hang entlang gestapft ist. Eine unter dem Eis zutage kommende zweite Schicht ist dagegen mistigen Charakters, woraus erhellt, daß Till sich in mehreren der benachbarten Kuh- und Kleintierställen herumgetrieben, um nicht zu sagen, betätigt hat. Ställe sind seine Leidenschaft; seine Stiefel haben sich darüber selber ins hufig Bocksteife gewandelt.

Ich muß mich also darauf beschränken, Tills eisenbeschlagene Fußgehäuse mit Papier auszustopfen, mit Stroh, wollte ich ganz stilgerecht sein. Und indem ich so mit der Hand in das kellerhaft feuchtkalte Innere hineinfahre, stoße ich in der Stiefelspitze auf einen Klumpen Sägemehl, der mir offenbart, daß Till auch Herrn Pangerls Schreinerei einen Jahresendbesuch abgestattet hat. Es ist ihm eine Lust, dort bis zu den Knien in den Schneidemaschinenabfällen herumzuwaten.

Damit habe ich Tills ganzen Tageslauf ausgekundschaftet, so daß man geradezu von einer Stiefellesekunst sprechen könnte. Meines Wissens wird einer solchen in der Literatur bisher nur in bezug auf den Charakter der betreffenden Stiefelträger Erwähnung getan. Insbesondere Hotelhausknechte sollen darin eine beträchtliche Fertigkeit besitzen, ja sogar ergründen können, in welchen Beziehungen Damen- und Herrenschuhe, auch solche vor getrennten Zimmern, zueinander stehen. Diese Art Stiefellesekunst gleicht aber doch mehr der Handlesekunst, die im Grunde nur das enträtselt, was ohnedies auf der Hand liegt. Kinderschuhen ist darüber hinaus das Erleben ihrer Benützer abzunehmen, und der Kinder Lebenslust innezuwerden, ist mehr als bloße Feststellung: es macht uns die ganze Welt wieder jung und wert.

Ich hätte mir kein besseres Silvestergeschäft auslesen können. Draußen hat sich inzwischen der Wind gelegt; ich öffne die Türe. Glitzerhell liegt der Garten; Wiesen und Weiher, weiß sehen sie mich an. Ueber dem See, tief im Süden, flimmert das Sternbild Mikroskop, mißbenamst, so wollte es mir sonst erscheinen, und fehl am Orte der poesievollen Mythen und Tierzeichen. Indessen das Poesievolle, so lehrt die Stunde, beruht nicht auf den dem Alltag entrückten Gegenständen, es erhebt sie vielmehr aus ihm bis zum Firmamente, und wäre es ein Schuhputzkasten.

Denn um zu meinem Geschäft zurückzukehren: ich habe da in Christianens Stiefeletten einen nach innen spießenden Nagel wahrgenommen, der sie zugleich nachträglich dafür entschuldigt, daß sie sich lieber der Halbschuhe bedient. Da ich nun schon einmal mit dem Hammer hantiere, wird es geraten sein, auch das sonstige Nagelwerk der anvertrauten Schuhfamilie auszubessern. Denn was hilft aller äußere Glanz, wenn es an den gediegenen Grundlagen fehlt, eine bis zum Ueberdruß vernommene Schulmeisterweisheit, die man sich indessen im Hauswesen nicht oft genug vorhalten kann. Da gibt es Wände, bildergezierte, aus denen demnächst die leichtfertigen Haken brechen; da funkeln oben die Decken, indessen sie unten tropfen; ja da stehen die hochherrschaftlichen Häuser, und in ihren Kellern wuchert der Schwamm. Zum ersten, zum zweiten, zum wiederholten und letzten Male, so betont es der werkende Hammer, so bläut er's uns ein, und der Waschkessel sumst ihn befriedigt mit, den zwingenden, klingenden Schlag.

Wie wohltuend ist doch der kleine Patenthebel, mit dem die findigen Schuhcremefabrikanten ihre Blechdosen ausgestattet haben, damit man sie mühelos öffne! Denn unter dem Werken und Kratzen sind mir die Hände klamm geworden, und auch die Schuhpasten wollen nur im lebendigen Anhauch Glanz und Geschmeidigkeit gewinnen. Da hülfe kein Rappeln und kein Sichrühren, wäre er nicht, der warme, liebende Atem.

Beschleunigten Schluß dann für dieses Jahr mit Lappen und Bürste, zugetan den alten Zauberkasten, abgedreht das seifige Waschküchenlicht und die Schürzenladung hinübergebracht ins Warmwohnliche!

In dem Regal, in das ich das geputzte Schuhwerk einordne, schön nach Alter und Größe, stehen zuoberst im schmalen Fach die rotbebommelten, weißwolligen Täppchen, die Christiane in ihrem ersten Lebensjahre trug, und nach ihr Till. Jahr um Jahr stehen sie da, weil wir alle sie so lieben in ihrer Unschuld, und weil sie ja gar keiner Wartung bedürfen.

Aber wie ist mir heute? Mich dünkt, als warteten sie.

☆

MD

Gübelin

Collier, Platin und Diamanten, aus einzeln tragbaren Clips bestehend
Création GÜBELIN *Luzern - Zürich - Genf - St. Moritz - New York*

WEIHNACHTS-ANEKDOTEN

Am Weihnachtsabend wird Hansli endlich ins Bett geschickt. Der Bub ist damit nicht einverstanden und sagt grollend:

«Ich weiß schon, warum ich ins Bett muß. Vati will jetzt noch allein mit meiner Eisenbahn spielen!»

•

«Wie machen Sie das, daß Ihnen Ihr Mann zu Weihnachten immer die gewünschten und stets so praktische und schöne Geschenke gibt?»

«Ganz einfach! Kurz vorher beginne ich nachts im Schlaf laut zu sprechen!»

•

Margritli schreibt einen Brief: «An das Christkind im Himmel.» — — — Die Post setzte darauf den Stempel: «Benützt die Flugpost!»

•

Aus einem Schüleraufsatz: Weihnachten ist ein Fest, das alle Jahre gefeiert wird. Wir füllen uns glücklich dabei.

•

Der Lehrer fragte Maxli, den Sohn eines Arztes: «Was bringt dir wohl dieses Jahr der Weihnachtsmann?»

«Nichts, der ist krank, der hat Bronchitis!»

«Bronchitis? Das ist doch gar nicht möglich!»

Maxli: «Doch, mein Vater hat gesagt: ‚Der Weihnachtsmann wird euch dieses Jahr was husten!'»

•

Schelmenhans ist vor Weihnachten viermal im gleichen Warenhaus eingebrochen. Er mußte sich vor dem Richter verantworten. Dieser fragte:

«Was haben Sie alles gestohlen bei Ihrem vierfachen Einbruchsdiebstahl?»

Schelmenhans erwidert wahrheitsgetreu: «Nur *ein* Kleid!»

«Nur ein Kleid, das ist doch nicht möglich! Sie sind ja, wie Sie selbst gestehen, viermal ins Warenhaus eingestiegen!»

Schelmenhans gesteht seufzend: «Es war ein Kleid als Weihnachtsgeschenk für meine Frau. Ich mußte es aber auf höheren Befehl dreimal umtauschen!»

Mitgeteilt von K. N.

NOTIZEN VON LUDWIG HOHL

«Jetzt», schrie der Denker, nachdem er stundenlang in seinem Zimmer schweigend hin- und hergegangen war, «will ich einmal auf die Uhr schauen!» Und er schaute auf das Thermometer. Und nachher wußte er auch die Temperatur wieder nicht.

•

Ein größeres Wunder als ein richtig gewähltes Wort gibt es nicht.

•

Wer mehr als dreimal nacheinander «Warum?» sagt, muß entweder Sokrates sein oder ein Idiot.

•

Nie begreife ich, wie die Leute zwischen Kunst und Philosophie so sicher unterscheiden können.

Wohl würden wir Spinozas Ethik *eher* als Philosophie, Goethes Faust oder die Comédie Humaine eher als Kunst bezeichnen: aber wie weit kommen wir mit diesen äußern Abgrenzungen? Wie unwichtig und gering werden sie im Hinblick auf das Gemeinsame in den *innern Räumen!*

•

Die Weltgeschichte ist eine Vorstufe zur Geistesgeschichte.

•

Das geistigste Vermögen ist dies: Die Partei der Fernen ergreifen können.

•

«Gibt es die Freude?» fragte einer. Ich kann nur darauf hinweisen, daß diese Fragestellung falsch ist, sinnlos. Die Freude, bei zurechnungsfähigen Menschen, ist kein Naturgeschehen (wie der Regen zum Beispiel, wie deine Haarfarbe) oder doch viel weniger ein Naturgeschehen als eine menschliche Leistung: die schwerste und größte.

Revlon

LASTRON

Revlon ... le nom qui a fait le vernis à ongles ...

fabrique maintenant le nouveau vernis à ongles: LASTRON

le vernis le plus fin et le plus solide que vous ayez jamais vu!

Pas de souci de bavure, d'écaillage ou de brisure.

Plus de casse-tête pour les raccords.

Lastron sèche en quelques secondes et donne

à vos ongles une soyeuse

et durable plasticité.

UN RENOUVEAU DANS LE VERNIS A ONGLES! UN RENOUVEAU DANS SON APPLICATION!

Le nouveau pinceau translucide assure l'équilibre de votre main et vous rend experte à appliquer le vernis à ongles à droite comme à gauche.

Le REVLON LASTRON

avec le rouge à lèvres assorti dans toutes les teintes géniales de Revlon.

CYPRIA · Bahnhofstrasse 24 ... ZURICH Importateurs

OVOMALTINE

STUDEBAKER

TYP COMMANDER 6 ZYLINDER 19 PS sofort lieferbar

DER ERSTE WIRKLICH NEUE NIEDRIGSTE AMERIKANISCHE WAGEN MIT DEN UNGEAHNTEN FAHREIGENSCHAFTEN UND GRÖSSTEM KOMFORT. GESAMTLÄNGE 490 cm – BREITE 177 cm – SITZBREITE 150 cm

Preise ab Fr.
12800.– + W.

Typ Champion
14 PS

Kurzfristig lieferbar

STUDEBAKER IN DER FORMGESTALTUNG VORAN!
JEDER STUDEBAKER-BESITZER EINE REFERENZ!

STUDEBAKER - Import

BINELLI & EHRSAM AG. ZÜRICH

Stampfenbachplatz

Ein Weihnachtsgeschenk, das immer Freude macht – HYGIS. die feine Orient-Cigarette für Dame und Herrn!

Die große Luxus-Packung, 100 Cigaretten Fr. 8.—. «Ein Produkt der Astoria»

ARABISCHE SPRICHWÖRTER

Spiel allein, wenn du gewinnen willst

Die Frösche quaken, aber der Fluß fließt vorbei

Wer sich manchmal vor dir verbirgt — verbirg dich immer vor ihm

Mit einer Hand kann man nicht klatschen

Was hilft eine Nadel ohne Oehr?

Schlag auf den Gong — Gäste werden sich finden

Schließt immerhin Freundschaft mit Hunden, aber haltet den Stock bei der Hand

Wenn ich der Chef bin, und du auch, wer führt dann die Kamele?

Keine Herrschaft bei Rachsucht

Wer gebeten wird, ist ein freier Mann, bis er verspricht

Der ist der beste Redner, der unsre Ohren in Augen verwandelt

Wer sich betrinken will, zählt nicht die Gläser

Der Satan ruiniert sein Logis nicht

Ich habe von der Bitterkeit getrunken, bis sie süß wurde

Zwischen meinem Auge und meinem Ohr ist nur eine Handbreite,
aber sie straft mein Ohr Lügen

Ameisen auf der Treppe bedeuten Zucker im ersten Stock

Niemand verbarg je etwas in seinem Herzen, das man nicht in seiner Miene gelesen hätte

Wenn der Elefant stirbt, sind seine Knochen ein Kapital

Wenn du auswanderst, nimm die Nächsten zu Begleitern; wenn du schenkst,
schenke das Beste, was du hast

Wenn man den Geist vergewaltigt, wird er blind

Wenn Gott nicht verzeiht, bleibt ihm das Paradies leer

Wünsche sind das Kapital der Einfältigen

Eine Nacht Anarchie richtet mehr an als hundert Jahre Tyrannei

Wenn die Krankheit von Gott kommt, hilft keine Medizin

Habe Umgang mit Menschen vierzig Tage, und du wirst ihnen gleich — oder verlässest sie

Die Menschen schlafen; wenn sie sterben, wachen sie auf

Wasch ihm den Kopf mit seiner eigenen Seife

Wenn die Kücken aus Gold sind, ist es Wahnsinn, aus der Henne Suppe zu kochen

Haltet die Zelte auseinander und die Herzen zusammen

Sagt der König am hellichten Tag, es sei Nacht, so betrachtet die Sterne

Wer in einem Sumpf schläft, wacht als Vetter der Frösche auf

Wer den Sultan aufsucht, soll blind in den Palast hineingehen und stumm herauskommen

Wer zu weich ist, wird zerquetscht; wer zu hart ist, zerbrochen

Er stiehlt mit dem Dieb und weint mit dem Besitzer

Gut fragen, heißt viel erfahren

Folg der Eule, und sie wird dich zu einer Ruine führen

Gott hat nicht die Palme gebeugt, er hat der Giraffe einen langen Hals gegeben

Die einen lernen aus eigner Erfahrung, sie sind weise;
die andern lernen aus der Erfahrung der andern, sie sind glücklich

Zwei gibt es, die werden niemals zufrieden: der nach Reichtum und der nach Wissen strebt

Gott gibt für Arbeit Wissen und für Mut Ehre

Fürchte den Edlen, wenn er hungrig, den Gemeinen, wenn er satt ist

Erfahrung ist der Spiegel des Verstandes

Geh die rechte Straße, auch wenn sie Umwege macht

Eine Handvoll Staub genügt, um einen Mann blind zu machen

Ich besaß keine Schuhe und schimpfte, bis ich einen Mann traf, der besaß keine Füße

Denkt ein Mann gut von dir — sieh zu, daß er recht behält

Der Kameltreiber hat seine Pläne, und das Kamel hat die seinen

Ewige Sonne macht die Wüste

Will Gott die Ameise vernichten, so verleiht er ihr Flügel

M. R.

☆

Die rote Lavallière

In meiner Jugendzeit kam viermal im Jahr eine Näherin auf die Stör. Wir mußten sie als Fräulein Wilhelmine begrüßen; unter uns aber nannten wir sie das Mineli, was zu diesem krummgewachsenen, etwas vertrockneten Jümpferchen, an dem nichts Rechtes zu sehen war außer den märchenhaft blauen Augen, weit besser paßte als der vollbusige Respektname Wilhelmine. Wir mochten das Mineli gut leiden; denn es besaß einen kindlich heitern Humor, der erwachsenen Leuten öfters fehlt, sei es, weil sie nur noch den Ernst des Lebens und nicht auch dessen Freude kennen, oder weil sie glauben, es vertrage sich mit ihrer Würde schlecht, das Gesicht in andere als gestrenge und grämliche Falten zu legen.

Das Mineli hörte uns gerne singen, besonders alte Volksweisen vom untreuen Liebsten und dem verlassenen Mägdlein. Es lauschte dann andächtig, die beiden Blauseelein bis zum Rand mit lauterm Herzwasser gefüllt, oder es mischte seine Stimme darein, eine etwas brüchige Altfräuleinstimme, tropfend von Gefühl, bis sie an einer empfindsamen Stelle aus der Melodienbahn geriet und in der anhebenden, von lautlosem Gelächter durchschütterten Stille eine Zeitlang allein weitertremolierte, schließlich ins Schwanken kam, zu sinken begann, einem fallenden Kometen gleich, und verklang mit einem geseufzten: «O Kinder!»

Wenn das Mineli am Abend von uns Abschied nahm, bat es zumeist in wohlgesetzten Worten um alte Almanache, Wochenschriften, Kalender und dergleichen, welche es im Rebhäuschen, wo es wohnte, beim warmen Schein der Petrollampe mit dem bescheidenen Behagen der Verlassenen vom Anfang bis zum Ende las. Was ihm dabei besonders wohlgefiel und des Bewahrens wert erschien, schnitt es fein säuberlich heraus. Von diesen papierenen Schätzen gab die Näherin freigebig her; denn sie pflegte zu sagen, daß man auch die Seele dann und wann in ein ander Hemdlein kleiden müsse. Ich besitze noch eine ganze Sammlung solcher Hemdlein, die sie mit der Schere schnitt: Sinngedichte, zarte Lieder, Weg- und Wandersprüche und so weiter, während das, was sie mit der Nadel nähte, schon längst in Fetzen und in Fäden ist. Eines dieser Seelenhemdlein sei hier aufgehängt am Wäscheseil der schwarzen Druckzeilen, weil es mit seinem mondenscheinigen Gespinst dem Mineli wie angemessen war, bis zur letzten Stunde, in der ein Erdenleben sich erfüllt:

Die Amsel singt, als wäre
Sie lauter dunkle Lust.
Des vollen Mondes Fähre
Entschwebt dem Birnenblust.

Die Amsel hebt die Schwingen,
Man legt mich einst zur Ruh,
Und andre Amseln singen
Und andre hören zu.

O Herr im Windesraunen,
Weck mich aus tiefer Nacht
Zum großen, stillen Staunen,
Weck mich mit Himmelsmacht.

Mach, daß aus grüner Krone
Ein Amselliedlein tropft
Zur Wurzel, wo ich wohne,
Und sacht ans Herz mir klopft:

Der Tag sei nah!

MURALTO
WOHNUNGSEINRICHTUNGEN
NÜSCHELERSTRASSE 24 · ZÜRICH
MÖBEL · STOFFE · VORHÄNGE
GANZE EINRICHTUNGEN

QUINQUINA
DUBONNET
toujours aussi bon!

Mit dem Frühling kam eine Theatertruppe ins Städtchen gezogen und führte im Gemeindesaal Stücke auf, die keinen großen Kulissenzauber verlangten und doch geeignet schienen, die Kasse vor der sommerlichen Stille gewichtiger zu machen. Es war ein lustiges Völklein, fast lauter junge Leute, von den Eingesessenen teils mit scheelen Augen angesehen, der freiern Sitten wegen, teils beneidet, bewundert, ja angebetet. Das galt besonders für den ersten Liebhaber, einen wohlgenährten Götterjüngling von etwas weibischer Schönheit und ausgefallener Eleganz. Nicht wahr, Ihr seht ihn vor Euch, wie er durch die Straße flaniert, im silbergrauen Anzug, eine blutrote Lavallière lässig um den Hals geschlungen, sich kokett in den Hüften wiegend und dann und wann mit einer kühnen Bewegung die Locke aus der Stirn werfend?

Ausgerechnet für diesen Herzensbrecher fing das Mineli Feuer, ein Feuer, das um so heißer brennt, je dürrer das Holz ist. Seine Leidenschaft galt aber nicht dem Windbeutel, der allen Röcken nachstrich, sondern dem Bühnenhelden, der mit wunderseligen Dichterworten liebte und litt. Dieses tiefe Gefühl verklärte das ältliche Mädchen dermaßen, daß man ihm von weitem ansah, wie es um sein Herz bestellt war.

In einer Föhnnacht, als es keine Katze im Hause litt, konnte der Schauspieler auf dem schwülen Lager nicht einschlafen, weshalb er beschloß, übers Land zu wandern, bis die wünschbare Bettschwere beisammen sei. Also schritt er durchs Stadttor hinaus und dann den Rebberg hinan, bis zur Höhe, wo das Häuschen des Mineli stand. Hier hielt er inne. Unten schwamm die Welt im wechselnden Licht des wandernden Mondes. Am Hügelrand rauschte das Flüßchen daher, einmal mit zierlichen Kräuselwellen aufglitzernd, dann wieder verschattet vom fahrenden Gewölk. Dazu wehte ein warmer Blütenwind in ungestümen Stößen, drang durch die Haut und rührte das Blut auf, so daß es wie junger Wein durch die Adern schoß. Da schien es dem Schauspieler, als sei alles auf der Wanderschaft begriffen, der Mond, die Wolken, das Wasser, der Wind, was außen und was innen ist, und das Herz ward ihm weit. Er streifte den Kittel ab, löste die Lavallière und gab sich ganz dem Strömen, Fluten und Wehen hin. Der Föhnwind aber fand Gefallen am roten Schleifenband, hob es sachte von den Schultern des Verzückten und trug es in den alten Apfelbaum. Nach einer Weile ging der Schauspieler traumbefangen weiter, wohin ihn sein sehnsüchtiges Herz in der verzauberten Nacht noch treiben mochte.

☆

Als das Mineli am andern Morgen ans Fenster trat, wallte ihm die rote Lavallière wie ein heißer Herzschlag entgegen. Es erbebte beim Gedanken, daß ihm Romeo diese Nacht so nahe gewesen; dann versuchte es das zärtlich fächelnde Zeichen seiner Gegenwart mit einem langen Regenschirm für sich zu gewinnen. Der Baum aber hielt die windgeschenkte Zierde seiner alten Tage mit dürren Aesten zähe fest, und das Mineli wäre bei seinem eifrigen Bemühen beinah aus dem Fenster gefallen.

Um diese Stunde schritt just der Herr Kirchgemeindepräsident würdevoll wie das wandelnde Gewissen vorbei. Seine Gerechtigkeit war von jener sauren Art, die auch die süßeste Milch der Unschuld gerinnen läßt. Als er das verzweifelt fuchtelnde Jümpferchen oben gewahrte, ergrimmte seine Scharfrichterseele; denn es schien ihm gewiß, daß die krumme Näherin den leichtfertigen Possenreißer in ihr Kämmerlein gelassen habe und das schandrote Pfand der Liebe einheimsen wolle, bevor es die Morgensonne bescheine. Er beschleunigte seine Schritte und fegte mit flatternden Frackschößen, einem finstern Erzengel vergleichbar, ins Städtchen hinab, wo er die unerhörte Kunde unter die erprobtesten Klatschbasen verteilte, welche damit unverzüglich hausieren gingen.

Für die Näherin begann eine schlimme Zeit. Die Braven mieden sie als Verworfene, und die lockern Burschen umschwärmten sie wie Wespen eine überreife Frucht. Das Mineli aber ertrug alle unverdienten Kränkungen mit der Kraft des guten Gewissens.

Es begab sich nun, daß ein verwitweter Schlossermeister sich wunderte, weshalb eigentlich der verschleckte Schauspieler dieses unscheinbare Persönchen zur Liebsten erkoren habe. Er sah sich das Jümpferlein genauer an, entdeckte seine märchenblauen Augen und erfuhr am eigenen Leib, daß ein krummgewachsenes Bäumchen im Herzensgrund ebenso tief verwurzeln kann wie ein kerzengerades. Trotzdem besann er sich lange, ob er die Sünderin in sein ehrbares Haus führen solle. An einem Sonntag aber, als er mit dem Mineli unter dem alten Apfelbaum saß und übers Land hin schaute, gewahrte er im Geäst über sich, wie die Meisen aus der braun und brüchig gewordenen Lavallière eifrig Fäden zupften, um damit ihr Nestlein zu polstern. «Wenn's die Meisen nicht geniert, dann wag' ich's auch!» bedachte der Schlossermeister und fragte seine Begleiterin, ob sie ihm ein getreues Ehegespons und seinen drei Buben eine gute Mutter werden wolle. Das Mineli fügte sich gerne in den Schutz des wackern Mannes, und dieser hatte seinen Entschluß nie zu bereuen.

Das Mineli kam nicht mehr auf die Stör; es hatte im eigenen Haus genug zu tun mit Hosenflicken und Hemdenwaschen, solche des Leibes und der Seele, so daß es manchmal seufzen mußte: «O Kinder!» Dabei war es sehr glücklich, und es blieb ihm bloß ein einziges Dörnlein aus der lavallièrenroten Rosenzeit zurück:

Der Gemahl duldete keine Krawatte, ja nicht einmal einen Kragen am braunen Hals. Er schritt gewaltig im offenen Hemd einher, mit einem gewissen spöttischen Trotz; denn er behielt zeitlebens ein Bodensätzlein Eifersucht im Blut.

HANS WAHL

☆

Wünsche erfüllen mit

EVERSHARP

CRÉATION UNIVERSAL

EN VENTE CHEZ
OSCAR
STAHEL
SIHLSTRASSE 3
ECKE BAHNHOFSTR.
TELEFON 23.41.52
ZÜRICH

Hisco

Auch diese einfache Garnitur von ärmellosem Leibchen und Hose zeigt in jedem Détail die gewissenhafte und saubere Verarbeitung, die allen HISCO-Modellen eigen ist. Und vergessen Sie nicht: HISCO-Wollwäsche ist durch Mitin dauernd vor Motten geschützt.

HERSTELLER: HIS & CO. A.G. MURGENTHAL

Die Wette des Signor Burbero

Noch nie hatten die Leute in meinem kleinen Tessiner Dorf eine Theateraufführung erlebt, darum mußte es ein reizvolles Unternehmen sein, ihnen das unbekannte Vergnügen zum erstenmal zu verschaffen. Nur der Pfarrer, der Arzt und der Apotheker aus dem nächsten Städtchen wie auch der Sindaco und der Lehrer des Dorfes besaßen eine gewisse Theatererfahrung, die nicht ohne Bedeutung war. Ich wußte, daß in diesem Kreis die von mir geplante Aufführung lebhaft besprochen und schon im voraus kritisiert wurde. Es war ein Akt vorsichtiger Fühlungnahme, sie alle auf einmal zu mir zu bitten. Auch Signor Burbero, den Schwierigsten von allen! Von ihm wird später die Rede sein. Sie folgten meiner Einladung sehr gern und brachten ihre vorgefaßten Meinungen mit.

Der Pfarrer wußte von Aufführungen religiöser Werke im Collegio zu erzählen und würzte seine Geschichten mit kleinen, harmlosen Anekdoten, die er wohl selbst erfunden hatte, um seine Freunde zu unterhalten; der Arzt rühmte sich herrlicher Opernaufführungen in der Scala und versagte sich nicht, die berühmte Bajazzo-Arie in Carusoscher Stimm- und Schmelzart zum besten zu geben, was ihm die Bewunderung der Anwesenden eintrug, wobei ihn die Feststellung, daß er seinen wahren Beruf verfehlt habe, nicht restlos zu freuen schien . . .

Der Apotheker, ein dunkler, schöner Mann von elegischem Aussehen, schwärmte für die Duse und rezitierte aus der «Gioconda» von d'Annunzio, womit er sein wenig zahlreiches Publikum zu echter Begeisterung hinriß; diese Begeisterung wirkte über die nächsten Augenblicke hinaus und erregte in den Anwesenden hochfliegende Pläne, denen auch ich, nur zu gern, meine Teilnahme versprach: Unter dem Eindruck der eben gehörten Darbietungen glaubte man, eine künstlerische Vereinigung gründen zu dürfen, die sich in dem abgeschiedenen Dorf die Pflege der Kunst, das heißt des Gesanges, der Dichtung, des Theaters — später vielleicht auch der bildenden Künste, zum Ziel zu setzen hätte.

Der Sindaco und der Lehrer, die nur auf bescheidenere Kunst- und Theatererfahrungen aus der Soldatenzeit zurückblicken konnten, wagten etwas Wasser in den Wein zu schütten: jedes künstlerische Tun brauche für seine Auswirkung ein Publikum; denn — wie sich der Lehrer gewählt ausdrückte — «senza l'interesse del pubblico l'arte sarebbe condannata a morire», und an diesem Publikum würde es hierorts mangeln. In den wenigen Schuljahren könne man wohl einiges tun, um den Geschmack zu veredeln — wenig genug, gemessen an dem, was er vor Augen habe. «Il tragico della professione», fügte er abschließend mit einem Seufzer hinzu.

Der Sindaco sagte nur wenig, aber das wenige mit einer gewissen Autorität: Er sah die Angelegenheit vor allem von der materiellen Seite an, fürchtete, daß sich die Dorfbewohner, zu unnützen Ausgaben verleitet, in Schulden stürzen könnten, daß Ends aller Enden dann die Gemeindekasse für unvorhergesehene Ausgaben herhalten müsse oder gar an den Steuern Einbuße erleiden könne.

Hier wären die Meinungen sicher hart aneinandergeraten, wenn ich nicht, als Gastgeberin, mit bescheidenen materiellen Genüssen — mit Nostrano, Kaffee und Luganeser Panettone — die Gemüter beruhigt und den künstlerischen Idealen wieder zugeführt hätte.

Das alles liegt viele Jahre zurück. Jedes Dorf, jedes Städtchen hatte noch Anspruch auf ein eigenes Innen- und Außenleben, und die großen schlimmen Händel der Welt ruhten unbewußt im Schoße der Zukunft. Aber der Begriff «Sorglosigkeit» ist nur relativ, an heutigen Sorgen gemessen, zu verstehen. Jedenfalls machte mir das zu Unternehmende schon vor seiner Verwirklichung allerhand Sorgen. Da war zunächst das finanzielle Ergebnis, um dessentwillen die Aufführung geplant war. Der Kindergarten brauchte Geld, dem Pfarrer und den guten Suore gegenüber fühlte ich mich durch ein Versprechen verpflichtet . . . Ich durfte sie nicht enttäuschen; ein Reingewinn war nötig, ein Defizit ausgeschlossen.

Ein nicht allzu schlechtes Stück war gefunden worden; jedenfalls war der Titel des Stückes — aus besonderen Gründen durfte es nur weibliche Rollen haben — sehr anziehend und spannend: «Il Dolore d'una Madre» . . . Dagegen herrschte in meinem Dörfchen am Allernotwendigsten ein besorgniserregender Mangel: es gab weder gute schauspielerische Kräfte noch eine illusionsverstärkende Bühnendekoration. Also mußte beides aus dem Nichts erschaffen werden. Und dann die Propaganda weit über das kleine Dorf hinaus!

Doch das am schwersten zu überwindende Hindernis saß mir hier vor Augen — diese Theaterkenner waren es —, hier unter dem blauen Tessinerhimmel, in der Pergola meines Häuschens. Sie mußte ich gewinnen, ihrer Kritik war ich ausgesetzt, sie mußte ich rühren, ja erschüttern, auch den kühlen Signor Burbero, der seinen Namen «Griesgram» in verblüffender Uebereinstimmung mit seinem Wesen führte. Er war ein weitgereister Mann, kannte Paris und seine Theater, ebenso Mailand, Bern, Zürich und Basel; das Basler Theater war allerdings zu jener Zeit abgebrannt und zählte demnach nicht zu seinen Bühnenerlebnissen.

Er sprach bei dieser Zusammenkunft sehr wenig und dachte wohl um so mehr nach. Mit etwas sauersüßer Miene sagte er, daß er leider verzichten müsse, meiner Premiere beizuwohnen, dringender Geschäfte halber. Das mache nichts, fügte er

EDLER SCHMUCK, ECHTES SILBER SCHAFFEN
JENE KULTIVIERTE ATMOSPHÄRE, DIE DEM
MODERNEN MENSCHEN BEDÜRFNIS IST.

Gold und Silber im modernen Leben

mit Kennerstolz hinzu, bei einer zweiten Aufführung erweise sich der Wert des Stückes und der schauspielerischen Kräfte viel überzeugender, weil nach einem immer wieder bewiesenen psychologischen Gesetz die Spannung der Darsteller nachließe, um sich bei einer dritten Aufführung, falls es zu einer solchen überhaupt kommen sollte, erneut auszuwirken, wodurch man bei der zweiten Aufführung am ehesten ein objektives Urteil fällen könne.

Mit welcher Betonung er das «Urteil fällen» zu sagen wußte! Seine so deutlich zur Schau getragene Sicherheit beeinflußte die anderen, die noch eben so lebhaft in eigenen Erinnerungen und Begabungen geschwelgt hatten. Sie wurden sehr nachdenklich, und es schien mir, als wolle sich niemand mehr zu weit hervorwagen und mir jedenfalls keine Steine aus dem Weg räumen, über die ich in naher Zukunft vielleicht ins Stolpern kommen könnte.

Mir mußte im Augenblick genug sein, diesen Kreis wenigstens zu den Wohlwollend-Gesinnten, den Nicht-Gleichgültigen zählen zu dürfen. Das ist schon sehr viel in einer allem Neuen gegenüber eher skeptisch gesinnten Welt.

Am Tag der Aufführung stand das Publikum an der Kasse Schlange. Sehr bald waren wir ausverkauft und mußten auf die folgenden Aufführungen vertrösten, so daß auch die von Signor Burbero angezweifelte dritte Aufführung schon vor der Premiere gesichert war. Unsere Begeisterung war so groß, daß wir nicht einmal unser Lampenfieber spürten.

Den Inhalt des Stückes brauche ich nicht näher anzugeben; es genügt, zu sagen, daß er sehr tragisch war, daß das Herz einer Mutter (ich hatte die Rolle übernehmen müssen) dem Zerbrechen ausgesetzt wurde, aber am Schluß durch das wiedergefundene, zuvor vermißte Kind gerettet werden konnte.

Welche Rolle für eine Schauspielerin!

Ich erblaßte, ich zagte, ich zitterte, ich weinte, ich bebte vor Schmerz ... und riß die Zuschauer in die tiefsten Tiefen des Mitleids. Sie erblaßten, sie zagten, sie zitterten, sie bebten und weinten mit mir ... Auch meine Theaterkenner vergaßen ihre sämtlichen Vergleichsmöglichkeiten ... und weinten mit. Ich wirkte durch die Gunst des Schicksals eben unter einem südlichen Himmel, wo die Gefühle sich noch ungebunden und ungehemmt auswirken dürfen! Nur Signor Burbero war eine Ausnahme ...

Nach dem befreienden Schluß war aller Schmerz vergessen, und der jubelnde Beifall überwand letzte Spuren der Erschütterung — eine Katharsis im wahrsten Sinne des Wortes.

Signor Burbero hatte der Premiere also nicht beigewohnt. Obgleich er sich durch die allgemeine Anerkennung wohl hätte beeinflussen lassen können, bewahrte er seine skeptische Haltung. Nun, das wollte ich ihm nicht übelnehmen; es sollte ja meine Aufgabe sein, seine Anteilnahme zu gewinnen. Als ich aber hörte, daß er sich's angelegen sein ließ, mir unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen, war ich zwar nicht verzagt, doch immerhin ein wenig gereizt. Auch das sollte sich zum Guten auswirken!

Die Erschütterung seiner Freunde bestimmte ihn zum Widerspruch und veranlaßte ihn zum Abschluß einer Wette, des Inhalts, daß er ungerührt, in ungetrübter Objektivität der zweiten Aufführung beiwohnen werde. An seiner Seite sollten Arzt und Apotheker die seelische Wirkung beobachten. Ich wußte um die Wette — man hatte es mir verraten —, ich wußte, was auf dem Spiele stand, ich wußte, daß ich alle verfügbaren Register ziehen mußte.

In der ersten Reihe saß am Abend der zweiten Aufführung Signor Burbero mit seinen Beobachtern. Ich sah ihn durch das kleine Guckloch im Vorhang; ich blickte meinem Feind ins Auge, ohne daß er mich sah: Er plauderte zwanglos, verbarg geschickt jede Spannung unter der Maske des Theaterhabitués und panzerte sich mit Gefühllosigkeit. Mir klopfte das Herz bis zum Halse, meine Spannung war lampenfieberartig gesteigert.

Ich spielte mit den Registern der Vox humana und der Vox angelica, ich verkörperte meine Rolle in restloser Identifizierung ... ich spielte nur für ihn ... für ihn allein, der so hartherzig war und sich nicht rühren lassen wollte.

Erblaßte er nicht, zuckte er nicht mit den Wimpern? Kein Zweifel! Eine erste Bresche war geschlagen; aber das bittere Naß der Tränen wurde nicht vergossen. Ein halber Sieg, kein ganzer!

Nach der Vorstellung konnte ich der Versuchung nicht widerstehen und fragte ihn ganz unvermittelt, ob er dank seiner außerordentlichen Selbstbeherrschung die Wette, die er sich aus freiem Willen aufgezwungen hatte, mit reinem Gewissen ehrlich gewonnen habe.

Die Frage überraschte ihn ... Sie traf ihn wohl an einer Stelle, die einer unerwarteten Verwundung ungeschützt ausgesetzt war.

So bekannte er in einiger Verwirrung: «Non ho mica pianto da vero, ma m'è venuta la pelle d'oca, signora!»

Also geweint hatte er nicht; aber eine «Gänsehaut» hatte ihn überlaufen! Das genügte mir, und ich verzichtete gern auf seine Tränen. Da sie in die Wette, als nicht vorausgesehenes Zeichen seelischer Ergriffenheit, nicht miteingeschlossen waren, bekam er trotzdem von seinen Freunden seine Flasche Chianti.

Sie mochte ihn nach der «pelle d'oca» angenehm erwärmt haben.

ERICA VON SCHULTHESS

Parfumerie Schindler

Weihnachtsfreuden

ZÜRICH PARADEPLATZ BAHNHOFSTRASSE 26

MATADOR

Der Füllhalter fürs Leben

Seit 50 Jahren bewährt

Unvergängliche Werte

bilden unsere Wohnungseinrichtungen und Möbel. Es sind einmalige Schöpfungen unter Berücksichtigung der speziellen Wünsche und Ideen der Auftraggeber. Unsere langjährigen Erfahrungen in der Pflege des kultivierten Wohnstiles stehen zu Ihrer Verfügung bei der Auswahl der Möbel, Möbelstoffe, Vorhänge, Teppiche usw., wodurch eine harmonische Gesamtwirkung gewährleistet ist. — Besuchen Sie ganz unverbindlich unsere Ausstellung

E. Hohl & Co.
ZÜRICH

Möbelfabrik St. Peterstr. 16
Innenarchitektur
Wohnkultur. Unser Betrieb umfaßt alle Zweige der vielgestaltigen Möbel- u. Innendekorations-Branche

TEL. (051) 238330

* * * * * Ein reizendes von Künstlerhand entworfenes Kleinmöbel von Hohl & Co. * *
* * * * * ist ein Geschenk von besonderem Wert * * *

Es war aus Filz, ganz schlicht und kaum als Hut zu bezeichnen. Ein ungeformtes Gebilde war's, mit einer Wollkordel darum, in deren verknoteten Enden ein Stückchen Holz klemmte. Man kauft sie niemals in einem Laden, solche Hüte; man findet sie in einer Truhe, einem Kasten, oder man läßt sie sich schenken vom Großvater, und immer ist es, als ob die Zeit einen Augenblick stillestünde bei solch einer Uebergabe. Geschichte hatten sie, das war's. Sie, die Bescheidenen, die man kurzerhand zusammenrollte für die kleinste Rucksacktasche und die doch gleich drauf wieder glatt und gutgelaunt obenauf saßen, ein Dach gegen Regen und Sonne.

Treu war es, ein treuer Begleiter auf jenen Bergtouren, die noch vor dem ersten hellen Streifen am Horizont begannen, unter dichter Nebeldecke, von der man nicht wußte, zergeht sie und verweht sie mit der steigenden Stundenzahl und läßt alle Pracht der Welt hier oben zum Glänzen kommen, oder wird sie dicht und dichter, um schließlich in einem leisen, langen Regen niederzufallen. Wenn es so ausging, dann hatte das Hütlein schwere Zeiten. All die Tropfen, die da auf es herabklopften und die es abzuwehren hatte! Es durfte ja nicht weich werden, durfte nichts durchlassen, dies war seine Pflicht. Oh, die Wetter in den Bergen! Und dann kam wohl einmal die Zeit, wo es nichts mehr aufnehmen konnte, wo kein Tropfen mehr hineinging in sein festes Gewebe, und dann lief es eben über, ließ alles herablaufen an sich und geradenwegs in den Kragen seines Herrn hinein. Der schimpfte nicht; man wird geduldig angesichts dieser Mächtigkeit ringsum. Aber gottlob, es gab auch andere Tage. Tage, an denen die Sonne aus den kochenden Nebeln siegreich in die Höhe fuhr und im Nu die Tauperlen trocknete, die der Morgen an jedes Wollhärchen des Hütleins gehängt. Und dann, während sein Besitzer vorsichtig Schritt vor Schritt über den harten Gletscher setzte, verströmte es seinen Duft, diesen Duft, der nur ihm eigen war — eine Spur vielleicht von Kampfer, alten Schränken; aber das andere war erdige Feuchtigkeit, Sonne und Wolle und Waldboden. Und dann der große Augenblick, wo es mit tiefem Atemzug weit in den Nacken geschoben wurde, damit das glückhafte Ah!, das den durstigen Lippen unter ihm entströmte, auch ordentlich Platz hatte für dies Meer von Zacken und Gipfeln in allen vier Himmelsrichtungen. Und ein wenig später lag dann das Hütlein auf dem Gesicht seines Herrn, darübergestülpt wie eine Glocke, und schützte Ruhe und Schlaf.

Knebel- und Vollbärte hatte das Hütlein beschirmt, und zu jener Zeit war es noch mit einem braven Schnürchen versehen, an dessen anderem Ende eine Lederlasche mit einem Knopfloch für den Jackenknopf seines Besitzers saß. Es konnte nicht verlorengehen.

Nicht so wie jetzt. Aber eben, diesmal war ein ganz junger bartloser Kopf unter ihm. Und das Sicherheitsschnürlein hatten sie weggenommen — die Zeit, die Mode oder die Unerfahrenheit. Und da eben, an der schönsten Stelle, da wo das Felsband sich wendete, wo die Nebelschwaden aus allen Ritzen und Falten des Berges herausdampften, da geschah es, da kam der Windstoß und nahm es mit sich, weit fort über Geröllhalden, zwischen Felstürmen hindurch und in Schluchten, tief, tief hinunter.

Peter stand und schaute, mit weiten Augen, und wahrhaftig, er begann einen Weg auszurechnen dorthin, wo das Hütlein den letzten Rank gemacht. Aber nein, es war unmöglich, ihm zu folgen, es war für immer fort.

Dann aber kam's wie eine versöhnliche Weisheit über den Erschrockenen. Das Hütlein war nicht von Schaben aufgefressen in muffiger Kammer, es war nicht vergessen worden in einem staubigen Eisenbahncoupé, keine fremde Hand hatte Besitz von ihm genommen. Hier hatte es sein Ende gefunden, hier in seiner Welt, wo es gedient bis zuletzt, bis zum Windstoß, der es fortnahm, dorthin, wo ihm niemand folgen konnte. Es war ein Bergtod. Und da spürte der Vordermann, daß sich das Seil hinter ihm wieder straffte und daß Peter im Schritt ging wie die anderen.

HOLLE

BOUVIER
FRÈRES

Für die kommenden Festtage!

Hisco

Es ist eine entzückende Bettjacke, die HISCO Ihnen hier zeigt. Weich und warm das Gestrick, in plastischem Dessin, und ... das ist ganz neu ... mit einem reizenden Schösschen und mit Volants. Natürlich mottenecht wie alle HISCO-Wollwäsche.

HERSTELLER: HIS & CO. A.G. MURGENTHAL

Echtes englisches Lavendelwasser, seit je beliebt dank seiner erfrischenden Kühle und seines lieblichen Duftes, ist einer der wenigen klassischen Parfüms, die es überhaupt auf der Welt gibt. Die Dame mit ihrem angeborenen Sinn für die zartesten Dinge des Lebens wird deshalb stets "Old Cottage Lavender" hergestellt von Grossmith of Piccadilly in England wählen

Old Cottage Lavender by Grossmith

GROSSMITH LONDON

GROSSMITH

OF PICCADILLY

Gegründet 1835
in London

Einziger agent: PAUL WYLER, 18 RUE DE GENÈVE, LAUSANNE

Der

TELL-GLOBUS

2. überarbeitete Auflage Fr. 68.—

34 cm ø, 1:38 Millionen; deutsch, französisch, politisch, physikalisch, neue Grenzen

KÜMMERLY & FREY
Geographischer Verlag, Bern

Die Befreiung

Schon seit Tagen stand der große Tannenbaum im Hausgang und erfüllte alles mit seinem würzigen Duft. Am Weihnachtsabend selber bekam er einen goldenen Fuß und wurde drinnen im Wohnzimmer auf den sogenannten weißen Tisch gehoben, der in der Nähe des Fensters stand. Hier wartete er auf die nächtlichen Gaben, so wie auch ich in meinem Bett auf die Ankunft des Wunders wartete.

Es war ein hohes, gewölbtes Schlafzimmer, in dem ich lag und jeden Laut belauschte. Wenn draußen vor dem vergitterten Fenster jemand vorbeiging und der Schnee unter den Schritten knarrte, wenn der Schein einer Laterne die Fensterscheiben streifte, wie klopfte da mein Herz! Das Blut sang mir in den Ohren; ich konnte kaum den Augenblick erwarten, in dem jenes silberne Glöckchen ertönte, das die Stunde der Bescherung verkündete.

So lag ich denn schon fast eine Stunde im Bett und wartete immer noch sehnsüchtig auf den silbernen Klang, als ich mit einemmal furchtbar erschrak. Gerade unter meinem Bett hatte es plötzlich geklirrt. Was war doch nur geschehn? Es konnte doch nichts aus meiner Bettlade zu Boden gefallen sein. Es konnte auch niemand unter meinem Bett liegen. Ja, was war das nur? Erst horchte ich noch eine kurze Weile atemlos, ob sich der Laut unter meinem Bett nicht wiederhole; aber da ich nichts hörte, kroch ich, während ich noch immer den Atem anhielt, langsam aus dem warmen Bett. Es war sehr kalt im Raum, das fühlte ich besonders, als ich den Boden betrat und zum Lichtschalter schlich.

Zuerst sah ich gar nichts; je länger ich jedoch unter das Bett blickte, desto deutlicher wurde es mir, daß da tatsächlich irgendein Ding unter dem Bett war. Ich nahm einen Stock und fuhr damit in das Dunkel unter der Bettlade hinein. Da kollerte auch schon etwas hervor. Es war eine Mausfalle, und darin lief, voll Verzweiflung und Angst, eine Maus umher. Es war ein kleines, graues Tierchen, das sich eben gefangen hatte. Wie es mit seinen schwarzen Augen auf mich heraussah, wie es am Gitter auf und ab kletterte, immer um den Speck herum, wie es das Schwänzlein nachzog und doch nirgends herauskonnte! Ich hob die Falle empor, stellte die Maus auf den Tisch und betrachtete sie unverwandt.

Heute dachte ich nicht an die Schädlichkeit dieser Tiere. Draußen hatte es seit Wochen gefroren, Schnee war gefallen, und so hatte sich das arme Tier eben in das Haus geflüchtet. Was tat es hier schon? Es kribbelte, knabberte, es nagte wohl am Speck, wenn es einen entdeckte. Aber, dachte ich, es hat eben Hunger! Wenn man so nichts anhat während des ganzen Winters als ein dünnes Pelzchen, wenn man draußen in der kalten Nacht nichts mehr zu fressen findet: wie sollte es da nicht in das Haus kommen. Ja, es war hereingekommen als ein Teil jener hundert- und tausendfältigen Kreatur, die aus Angst und Furcht vor dem Weißen Tod sich in Wald und Feld verzweiflungsvoll umhertreibt.

Während ich die Maus so betrachtete, erschrak ich mit einemmal von neuem. Aber diesmal war es keine Falle, die zugeklappt war, diesmal waren es Schritte, die ich hörte, Schritte draußen im Hausgang. Deutlich erkannte ich es: es war das Hausmädchen. Wenn das Hausmädchen hereinkommt, dachte ich, und die Maus sieht, dann ist es um das Tier geschehen. Sie wird die Falle packen, sie wird lachen über die nächtliche Beute und die Maus noch heute in das tödliche Wasser stecken.

So griff ich denn rasch nach der Falle und verbarg sie unter dem Bett. Während ich mich selbst in die Kissen versteckte, horchte ich atemlos. Da bemerkte ich, daß die Schritte an der Tür meines Schlafzimmers vorbeigegangen waren. Es war fast, als wäre der Tod selbst vorbeigegangen.

Als es wieder ganz still war, schlich ich aus dem Bett, zog die Falle von neuem hervor und trat zur Türe hinaus. Niemand war im Gang, niemand konnte mich sehen. So lief ich denn, so rasch ich konnte, gegen das Tor, das nach hinten in die Oekonomiegebäude und in den Hof führte. Draußen im Freien, wo ich die blanken Sterne am Nachthimmel über mir stehen sah, machte ich plötzlich die Falle auf.

Ich wollte noch sehen, ob die Maus wohl den Weg in eine Scheune finde; im selben Augenblick hörte ich vorne im Haus das silberne Glöcklein tönen. Klar und laut tönte es durch das ganze Haus.

Beim Eintritt in das Wohnzimmer stand ich wie geblendet. Denn da sah ich vorne auf dem weißen Tisch den hohen Weihnachtsbaum stehen, mit Gold und Silber überschüttet, rotbackige Aepfel, goldene Nüsse, Lebkuchen, schokoladene Brezeln an den Zweigen, hier hing ein silberner Bär, dort ein brauner Elefant, goldene Fische sah ich schwimmen, Vögel fliegen, und . . . ja, wahrhaftig, da hing auch eine graue Maus daran, genau so groß wie jene, die ich eben im Hof heimlich ausgelassen hatte; nur, daß sie aus Zucker war. Auch sie hing gleich aller Kreatur der Erde an diesem Wunderbaum und sah mich mit ihren kleinen, dunklen Augen an, während droben am Wipfel, die unendliche Liebe verkündend, ein pausbackiger Engel in die goldene Trompete blies.

GOTTFRIED KOELWEL

Eine Bibliothek der Weltliteratur

Es ist ihr, der vom Manesse-Verlag (Conzett & Huber, Zürich) aufgestellten «Bibliothek der Weltliteratur», der Atem noch nicht ausgegangen, obwohl ihre Bandreihe bald mit dem Meterstab zu messen ist — äußerlich. Was ihre geistige Welt betrifft, müßten Meridiane her: denn viele Zeiten und Zonen sind in ihr durchschnitten. Und auch die neuesten Griffe in die Regale der mondialen Bücherei sind nicht von lahmer Hand.

Also denn auf die Reise, und es sei eine empfindsame, die uns den Geist der Zeiten empfinden läßt! «Sentimental Journey» könnte es wohl heißen, wenn es nun gerade diese beträfe, doch ist's, vom selben Autor, LAURENCE STERNES «TRISTRAM SHANDY». Ganze neunhundertundfünfzig Seiten tragen wir mit ihm, und fast, bei diesem raffinierten Manesse Format, ohne Mühe in der Tasche, nicht schwerer als ein Stein, um eine Scheibe einzuschlagen. Bei Sterne werden dauernd, sozusagen, solche eingeschlagen, und die blinkenden Splitter ringsum: das ist dieser unglaubliche Roman, der auf jeder Seite anfängt oder aufhört, je nachdem. Unnachahmlich! «Sterne war der schönste Geist, der je gewirkt hat; wer ihn liest, fühlt sich sogleich frei und schön; sein Humor ist unnachahmlich»; so Goethe. In Georg Büchners Lustspiel «Leonce und Lena» klagt einmal der von Weltschmerz und Empfindsamkeit angefochtene Leonce: «O Shandy, alter Shandy, wer mir deine Uhr schenkte!» Das heißt viel; denn von Tristrams Vater verlautet, er habe «sich's schon seit vielen Jahren zur Regel gemacht, am ersten Sonntagabend eines jeden Monats durchs ganze Jahr eine große Wanduhr mit seinen eigenen Händen aufzuziehen», und wie solche Gepflogenheit in das Leben des Trismegistus, alias Tristram, hineinspielt, ja, das und sämtliches übrige (worunter der prächtige Onkel Toby und Korporal Trim nicht zu vergessen sind) sei nun jenen zu Beneidenden zu erfahren überlassen, denen diese erregende Arabeskenreise durch das «rhapsodische Werk» noch bevorsteht.

Wer sie, mit einer gewissen Verwirrung, überstanden hat — der Herausgeber Fritz Güttinger wird ihm mit seinem exzellenten Nachwort beistehen — und nun mit angewirbelter Phantasie dasteht, greift mit Vorteil zu den von Jürg Fierz herausgegebenen «MEISTERERZÄHLUNGEN E. T. A. HOFFMANNS», wo die Irrlichter des Humors und der Ironie weiter tanzen und hüpfen, freilich nun, da ein halbes Jahrhundert vorüber ist, in einem andern Wind. Er bläst gern aus der Wetterecke des Gespenstisch-Unheimlichen; die «Elixiere des Teufels» (nach dem dämonischen Roman benannt) verdunsten gerne aus der Flasche. So zu erschnuppern in der Geschichte «Das Fräulein von Scuderi»; wer an deren Stelle Kriminalromane liest, ist wirklich zu bedauern. Aber Hoffmanns Erzählungen kennen auch das schimmernde Gold reinen Humors und freundlicher Idylle; da ist der ganze «Goldene Topf» zu wetten samt dem Studenten Anselmus, der gleichsam nach Eichendorffs Devise lebt: «Schläft ein Lied in allen Dingen, / Die da träumen fort und fort, / Und die Welt hebt an zu singen, / Triffst du nur das Zauberwort.» Er traf es wunderbar. Aber Hoffmann, der Musiker, der Maler, der Jurist, gebietet noch über viele Zauberworte; der vorliegende Auswahlband nennt sie fast alle — vom «Ritter Gluck» über fünf andere Stücke hinweg bis zum «Märchen von Klein Zaches, genannt Zinnober».

«Pate Drosselmeyer, Registrator Hornbrand, Fürst Paphnutius, Klein Zaches, genannt Zinnober, Magister Tinte, die als Stiftsdame geduldete Fee Fräulein Rosengrundschön, der Student Anselmus, Archivarius Lindhorst — mit einem Worte, dem Namen, ist alles gesagt, was unter dem Namen begriffen ist»: so zu lesen, mit der weitern Zensur, daß dies Wunder «nur die Phantasie» vollziehe, in einem Briefe, der ALEXANDER VON VILLERS zum Verfasser hat. Was er, bei vielen heute noch ein Unbekannter, Dauerndes zu sagen hat, steht in den «BRIEFEN EINES UNBEKANNTEN», die Margarete Gideon zur Herausgeberin haben; ihr Vorwort zeichnet genau Zeit und Bedeutung dieses außerordentlichen Kopfes, dem nichts Wesentliches des 19. Jahrhunderts, was Kultur und Literatur betraf, entging. Das Erregende dieser Briefe ist, neben Güte und Humor, eine lächelnde Altersweisheit von des alten Fontane Gnaden. Dessen Stichwort aber findet man — zunächst überrascht — nicht in dem vielnamigen Register; denn als (endlich) Fontanes Ruhm zu leuchten begann, war Villers, 1880, schon tot.

Ist es die «EFFI BRIEST», oder ist es «DER STECHLIN», der letzte Roman des Jahrhunderts (er erschien 1899), was FONTANE der Weltliteratur einreiht? Müßige

Das ist das ideale Geschenk für den Herrn. Es bringt Freude und spart Geld

Dieser handliche, elegante ALLEGRO-Apparat erlaubt jedem Selbstrasierer, sich angenehm und mit einem Minimum an Kosten zu rasieren, denn eine gute Klinge, stets auf dem ALLEGRO geschliffen, kann ein ganzes Jahr lang gebraucht werden und schneidet immer wie neu. Mit einer allegrogeschliffenen Klinge kann man sich wirklich ausrasieren, und zwar in wenigen Minuten ohne Schmerzen und ohne die Haut zu verletzen.

Erhältlich in allen einschlägigen Geschäften. Preise: Fr. 12.–, 15.–
Streichriemen für Rasiermesser, mit Stein und Leder Fr. 6.60

Prospekte gratis durch

INDUSTRIE AG. ALLEGRO

Emmenbrücke 57 (Luzern)

Dunkler

CANADISCHER BIBERMANTEL

mit neuer Kragenform, weiten Aermeln mit Manchetten

PELZ-SPEZIALHAUS

Max Hanky

Zürich, Bahnhofstrasse 51

5 Stück Fr. 2.75

aromatisch und doch mild

Rössli 50

Champagne Veuve CLICQUOT

Maison fondée en 1783

Champagne Veuve Clicquot-Ponsardin Reims

Agent général pour la Suisse

JORDAN-VIELLE NEUCHATEL

Frage. Beide sind nun ja in der Manesse-Weltbibliothek; beide, aufs beste, von Max Rychners Nachwort — Essay ist der zutreffendere Ausdruck — begleitet. Stechlin, dieser Aristokrat, dieser Adlige des Herzens, trägt außer seinen eigenen Zügen auch noch die Fontanes, des andern Adligen, auch einer des Herzens und der Sprache. Es sei ja in diesem Roman, wie es Rychner elegant sagt, «eines der weisesten Spiele ... mit der deutschen Sprache gespielt» worden.

Es bedurfte zu dieser vollendeten Tonart wohl der vieillesse verte. Auch Wilhelm Raabe schien mit dem Alter jünger, unverbrauchter zu werden. Sein «Stopfkuchen» erschien, 1891, in des Dichters sechzigstem Lebensjahr. Er nennt ihn sein bestes Werk; denn darin habe er «die menschliche Kanaille am festesten gepackt gehabt». Aber Heinrich Schaumann, der Gefräßige und daher «Stopfkuchen» genannt, setzt sich schließlich gegen diese Kanaille Mensch, von Güte gelenkt, doch durch. Einmal wieder des eher etwas vergessenen Dichters Bild mit vollen Farben gezeichnet zu haben, verdankt man Romano Guardinis Nachwort.

Der Untertitel dieses Werks, «Eine See- und Mordgeschichte», bleibt, was die Seegeschichte betrifft, etwas rätselhaft. Seegeschichten aber sind, mit allem, was dazugehört, salzig, weit und winddurchweht, der «Taifun und andere Erzählungen» von Joseph Conrad, des russischen Polen Jozef Teodor Konrad Nalecz Korzeniowski, der zwanzig Jahre Seemann war und einer der großen Erzähler englischer Zunge wurde. Wie schon durch die «Meistererzählungen», die vor einem Jahre erschienen, ist man erneut wieder von den rollenden Wogen hochgehoben, und der «Typhoon» trägt uns nicht nur, wie es in seiner Spielrealität geschieht, endlich doch noch mit unbeschädigter «Nan-Shan», wie das Schiff heißt, in den Hafen von Futschou, sondern (in Gedanken) weit hinein nach China, damit wir den Schauplatz der «Chinesischen Geister- und Liebesgeschichten» genau kennenlernen.

Zugleich sinkt man auch, bei der Lektüre dieser Geschichten, in frühere Jahrhunderte oder dann in die Zeitlosigkeit uralten Volksgutes zurück; denn diese Sammlung, Liao Tschai Tschih Yi genannt, entstand dadurch, daß Pu Ssung-ling, von seinen Freunden Liu-hsien, «der letzte der Unsterblichen», betitelt, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts «die Erzählungen der Leute in seinem Herzen sammelte und sie aus seinem Herzen neu erzählte», wie es Martin Buber, der Herausgeber, formuliert und weiter berichtet, daß diese Sammlung zur Hauptsache «von Geistern aller Art» handle und «von ihrer mannigfachen Relation zu Menschen, vor allem von den Gefahren und Beglückungen ihrer Liebe zu Menschen»; «dem Menschen» sei «diese Liebe zuweilen bedrohend, oft nur beseligend; dem Dämon ... stets die Erfüllung». Erfüllung war es auch für jenen zarten weiblichen Geist, der sanft durch die Saiten eines Instrumentes glitt, um (in der Geschichte «Musik») den Besitzer zu bewegen, der Unsichtbaren die Kunst des Spielens zu lehren. Beigegebene chinesische Schnitte helfen mit, die hauchfeine Atmosphäre dieser Geschichten an unsere so ganz andere, gröbere Gegenwart zu binden.

Ein Buch, das für viele aus dieser unserer gefährdeten Gegenwart bedeutsam werden könnte, ist die Zusammenstellung der «Worte des Herrn». Es handelt sich, wie der Herausgeber, Friedrich Streicher, Basel, in seinem vorbildlich knappen Nachwort bemerkt, um «den erstmaligen Versuch, die Worte des Herrn aus dem überlieferten Text der vier Evangelien herauszuheben und, nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet, als eine Einheit gesondert herauszugeben». Ein Wagnis! Aber es ist beglückend gelungen. Der Zusammenhang, in den hinein die Worte gehören, wird gesichert durch Begleittexte, die, wo sie nötig sind, in Petit stehen. Dadurch und mit einer versartigen Wiedergabe der Herrenworte erscheinen diese in einer neuen, wunderbaren Größe. Sie sind gegliedert in Gebete, Reden, Gespräche und Sprüche, welche Ordnung sich zwanglos und ganz von selbst ergebe. Vor allem aber sei auf «eine wörtliche und doch verständliche Uebersetzung aus dem Griechischen ... besondere Sorgfalt verwendet» worden, was aber zur Folge gehabt habe, «daß da und dort der Geist den toten Buchstaben ersetzen mußte, doch stets in Anlehnung an die kirchliche Ueberlieferung». Und wirklich ist manche uns unverrückbar gewordene Stelle nun (wie übrigens auch in der Zürcher Bibel) in anderer, wohl konziserer Fassung zu lesen. Die Stellenhinweise, die das vergleichende Aufsuchen erleichtern, sind am Ende der einzelnen Texte unauffällig beigegeben. Register und Inhaltsverzeichnis machen dieses Werk, das vor allem praktischen Zwecken dienen will, zu einem wahren Handbuch. Möchte es das doch in vielen Händen sein, besonders in jenen, die sonst nur zögernd zur Bibel greifen; hier aber halten sie ein Buch, das sich ganz unauffällig gibt — und doch jene Botschaft in sich trägt, deren unsere Zeit wie kaum eine bedarf.

HANS SCHUMACHER

Stimmungsvoller Empfangsraum aus den Raumkunst-Ausstellungen der Firma Möbel-Pfister AG., die insgesamt über 400 vorbildlich und wohnfertig eingerichtete Intérieurs umfassen.

Ein Rundgang durch die jetzt festlich dekorierten Weihnachts-Ausstellungen der Möbel-Pfister AG. in Basel, Bern, Zürich und in der Fabrik selbst, in Suhr bei Aarau, schenkt jedem Besucher eine Fülle wertvoller, origineller Wohnideen. Es ist wirklich nicht ratsam, einen Möbelkauf zu tätigen, ohne eine dieser für bodenständige schweizerische Wohnkultur tonangebenden Ausstellungen besucht zu haben. Ein Rundgang durch diese wundervollen Ausstellungen ist für alle Freunde des gepflegten Heims ein Erlebnis ganz besonderer, freudvoller Art. **Wichtig:** Im Dezember sind die ideenreichen Ausstellungen der Firma Möbel-Pfister täglich durchgehend zur völlig unverbindlichen Besichtigung geöffnet.

 Fortsetzung von Seite 32

Auch in «Finnegans Wake» (genau so wie im «Ulysses») entfaltet sich alles aus dem armseligen und unsauberen Familienleben eines Dubliner Kleinbürgers, diesmal des Inhabers eines anrüchigen Wirtshauses an den Ufern der Liffey im Vorort Chapelizod. Alle die unzähligen schattenhaften Gestalten, die unter den Namen großer Berühmtheiten der verschiedensten Mythologien und der ganzen biblischen und weltlichen Geschichte, aber auch als groteske Unbekannte aus allen Gesellschaftsständen, als Personifizierungen abstrakter Vorstellungen und als anthropomorphisierte Naturgewalten im buntesten Durcheinander auftauchen, sich auflösen, einander verdrängen und ineinander übergehen — alle diese unzähligen Gestalten gehen zuletzt auf den Chapelizoder Schankwirt, seine Frau, seine Zwillingssöhne und seine eine Tochter zurück, wie sie um 1900 in der engen irischen Wirklichkeit ihr fragwürdiges Dasein führen. Schon in seinen Anfängen, als er ganz und gar wirklichkeitsgebundener Naturalist zu sein schien, war Joyce auf seine eigene Weise auch Phantasiedichter gewesen; und bis zuletzt, als er ausschließlich zum Phantasiedichter geworden zu sein schien, blieb er noch immer Naturalist; die kühnsten Gestaltungen seiner Phantasie weisen noch immer stofflich naturalistischen Charakter auf, insofern als das, was sich auf diese Weise verwandelt, noch immer das Wirklich-Allzuwirkliche ist und bei allen erstaunlichen Metamorphosen die vielfachen Unzulänglichkeiten und Widerwärtigkeiten des Wirklich-Allzuwirklichen nie abzustreifen vermag. Der Schankwirt am schmutzigen Liffeystrom, der in einem viel umfassenderen Sinne noch als Ulysses-Bloom ein neuer Jedermann sein soll und alle bekannten und unbekannten, großen und kleinen Rollen des männlichen Geschlechts von Adam an (wie seine Frau alle weiblichen seit Eva) auf sich nimmt, wird noch unausgesetzt von peinlichen Erinnerungen an ein mesquines kleines Sittlichkeitsvergehen im Dubliner Stadtpark heimgesucht, und alle tragischen Schicksale und ungeheuren Schlachten der sagenhaften Vorzeit und der jahrtausendelangen Weltgeschichte, vom Sturz Luzifers und dem Sündenfall an bis zu Waterloo und zum Krimkrieg gleichen sich jener obszönen Entgleisung mit ihren possenhaften Folgen an. Die freie Welt der grenzenlosen Verwandlungen erweist sich damit als eins mit der Welt des Traumes, des Alpdruckes und setzt folglich metaphysisch zuletzt nichts weiter voraus als das empirisch gegebene menschliche Unterbewußtsein mit seinem unerschöpflichen bilderzeugenden Vermögen, wie es sich im Schlaf, im Fieber, im Rausch, im Wahnsinn usw. kundtut. Die Phantasiewelt Joyces ist also im wörtlichen Sinne die Welt der Phantasie, auch des Phantasierens, die Welt der Nacht- und Tagträume, und eben deshalb keine höhere, schönere, edlere, übernatürliche Welt. Um die Darstellung dieser Traumwelt geht es in «Finnegans Wake»; das Buch veranschaulicht gleichsam, wie, bei Aufhebung des wachen Bewußtseins, der Mittelpunkt des ganzen eigentlich mittelpunktlosen, unendlichen menschlichen und kosmischen Geschehens genau so gut das rohe Gemüt eines trunksüchtigen Dubliner Spelunkeninhabers mit allen möglichen kleinen Perversitäten auf dem Gewissen sein könnte, wie irgend etwas anderes; wobei dieses Leben, an welchem es im einzelnen nichts wirklich Sinnvolles, nichts Absolutes und sehr wenig Ehrfurcht oder Liebe Einflößendes gibt, doch als Ganzes, sinnlos, wie es ist, nur um seiner unendlichen bunten Fülle und um seiner ewig dahinströmenden Wucht willen geliebt und bejaht werden muß.

Einige Kritiker haben behauptet, daß der Träumer des so phantastischen, in «Finnegans Wake» dargestellten kosmisch-vorortlichen Traumes kein anderer als der Schankwirt selber sein kann, wie er einmal einen besonders argen Rausch ausschläft. Darüber gibt das Buch selber, das voller Rätsel und Geheimnisse steckt, keine sichere Auskunft. Jedenfalls steht es fest, daß Joyce bei seinem Interesse für den Traum sowie für alle anderen Phänomene des Unterbewußtseins sich nicht nach der Psychoanalyse richtet, die er für sich selber ablehnte und gerne verspottete. Es ist bestimmt auch verfehlt, anzunehmen, wie vielfach geschieht, daß Joyce es hier für seine einzige oder auch für seine Hauptaufgabe hielt, bloß einen typischen Traum als solchen mit angemessenen technischen Mitteln wiederzugeben, und dabei alles konsequent der Wesenserforschung des Träumens unterzuordnen. Es läge ihm völlig fern, sich zu überlegen, was, angesichts des Bildungsstandes und des Temperaments des angeblichen Schläfers, im Traum vorkommen oder nicht vorkommen dürfte. Die Darstellung des Finnegan-Traumes dient ihm zuletzt vor allem als Vorwand, um sein erstaunliches sprachlich-stilistisches Virtuosentum bis zum Aeußersten zu betätigen und um der eigenen Freude an witzigen Bosheiten, an Eulenspiegeleien und Absonderlichkeiten und am dämonischen Spielen mit Buchstaben und mit philosophischen Ideen nachzugehen.

Je mehr das Phantastische sich bei Joyce vom Naturalistischen ablöst und verhältnismäßig selbständig macht, je mehr das ursprünglich gegebene Stück unansehnlicher moderner Dubliner Wirklichkeit von grotesken Wolkengestalten überwuchert wird, desto stärker weichen die angewendeten sprachlichen Ausdrucksmittel vom Herkömmlichen, Vertrauten und Vereinbarten, damit aber auch vom Gemeinverständlichen ab, bis zuletzt, in «Finnegans Wake», kaum eine Zeile einen sofort erkenntlichen Sinn oder einen logischen Zusammenhang mit dem unmittelbar Vorangehenden und Folgenden aufweist. Joyce war unermüdlich im Erfinden sprachlicher Mittel, um das außerhalb des logisch Verarbeiteten Liegende in unserem Erleben zu veranschaulichen; und wo es darum ging, in «Finnegans Wake» das Erlebnis des Träumens schlechthin unmittelbar darzu-

stellen, ließ er die Sprache selber träumen. Zu diesem Zweck gebrauchte er zielbewußt alle Abweichungen von der «normalen», logisch und traditionell gebändigten Sprache, alle, die durch Unbeholfenheit, Bildungsmangel, Gemüts- und Bewußtseinsstörungen, Aufregung, Müdigkeit, Nervosität, Dialektunterschiede, Spielerei usw. hervorgerufen werden können. Wo die Sprache aus irgendeinem Grund sich anders benimmt, als sie sich benehmen «sollte», griff er zu. Dies allein genügte ihm aber nicht. Er raffte seltene Wörter, Archaismen, Neubildungen, Fachausdrücke verschiedenster Berufe und Wissenschaften zusammen, er hob die Grenzen zwischen den verschiedenen Sprachen auf, damit sie ineinanderfließen und absonderliche Mischungen eingehen konnten, er fügte Silben und Buchstaben auf neuartige Weise zusammen, riß sie auch unversehens auseinander, brachte Redewendungen, Sprichwörter, Zitate verschiedenster Herkunft, besonders aber aus längst vergessenen Gassenhauern, in kunstvoll verballhornten Abwandlungen, erfand unzählige sprachliche Arabesken nach musikalischen und mathematischen Mustern. Dadurch entstand eine Sprache, wie sie, trotz etlicher bescheidener früherer Experimente, nie dagewesen war, und die ungeheure Ansprüche an das Wissen, an den Scharfsinn, vor allem aber an die Geduld des Lesers stellt. Denn diese angebliche Sprache des Unterbewußtseins und des Traumes ist doch nur zu einem geringen Teil unmittelbar und intuitiv zu erfassen. Sie birgt überall wichtige Anspielungen und versteckte Bedeutungen, die unbedingt verstanden werden wollen. Nicht als ob jedes Wort in «Finnegans Wake» durch Scharfsinn und Hartnäckigkeit zu deuten wäre. Sehr viel ist undurchdringlich dunkel und wird es bleiben, *soll* es bleiben, ist einfach der schwarze Schatten, der zu diesem sprachlichen Chiaroscuro (wie Joyce es gelegentlich selber nennt) unzertrennlich gehört. Man muß also zugleich alles verstehen *wollen* und doch immer wieder auf das Verstehen zu *verzichten* bereit sein. Dies gehört mit zum eigentümlichen ästhetischen Genuß dieses Werks, wie es schließlich auch zu unserem ständigen Erlebnis dem rätselhaften Weltall gegenüber mit gehört. An diese Uebereinstimmung hat Joyce auch gedacht. Seine Dichtung sollte auf dieselbe Weise rätselhaft sein, wie das Leben überhaupt es ist.

Die Schwerverständlichkeit des Buches ist ein Thema, das immer wieder innerhalb des Buches selber erörtert wird. In einem Abschnitt ist von dem kaum noch leserlichen banalen Brief eines Dienstmädchens die Rede, der von einem Huhn aus einem Misthaufen ans Licht gezerrt worden ist und dann doch, wie es zu einem Traum sehr gut paßt, als unendlich wichtige Urkunde aus der Vorzeit angesehen und wissenschaftlich untersucht wird. Dieser geheimnisvolle Brief versinnbildlicht aber das ganze Buch selber in seiner Rätselhaftigkeit. Die betreffende Stelle ist eine der verhältnismäßig leichter erfaßbaren und kann gut als Beispiel für Joyces Art, mit der Sprache umzugehen, dienen. Man wird daraus auch sofort erkennen, wie aussichtslos es wäre, dieses eigentlich in keiner Sprache geschriebene Buch in eine Fremdsprache übersetzen zu wollen.

> *Well, almost any photoist worth his chemicots will tip anyone asking him the teaser that if a negative of a horse happens to melt enough while drying, well, what you do get is, well, a positively grotesquely distorted macromass of all sorts of horsehappy values and masses of meltwhile horse. Tip. Well, this freely is what must have occurred to our missive ... Heated residence in the heart of the orangeflavoured mudmound had partly obliterated the negative to start with, causing some features palpably nearer your pecker to be swollen up most grossly while the farther back we manage to wiggle the more we need the loan of a lens to see as much as the hen saw. Tip.*

Die ausnahmsweise leicht zu entziffernde Grundbedeutung dieser Stelle läßt sich folgendermaßen wiedergeben (wobei allerdings darauf zu achten ist, daß es für die dichterische Wirkung immer mehr auf die Ausdrucksweise als solche mit all ihren merkwürdigen Willkürlichkeiten ankommt, als auf die etwaige Grundbedeutung selber):

> Nun, fast jeder Photograph, der sich auf seine Chemikalien versteht, wird, wenn ihm das Problem vorgelegt wird, dem Fragenden unter der Hand zu verstehen geben, daß das, was dabei herauskommt, wenn ein Negativ von einem Pferd zufällig während des Trocknens genügend schmilzt, eben das positive Bild von einem grotesk entstellten Konglomerat aus allen möglichen Zufallspferdewerten und Massen von im Schmelzen begriffenem Pferd sein wird. Trinkgeld. Nun, dies muß tatsächlich unserem Brief zugestoßen sein ... Die Hitze am Herzen des nach Apfelsinen schmeckenden Dubliner Kothaufens, in welchem es liegengeblieben war, hatte schon von vornherein das Negativ zum Teil verdorben, mit dem Ergebnis, daß einige Züge, welche dem Schnabel des Betrachters spürbar näher liegen, aufs gröbste angeschwollen erscheinen, während wir, je weiter wir uns mit Mühe und Not auf den Hintergrund zu winden, desto dringlicher der Anleihe einer Lupe bedürfen, um so viel zu sehen, wie das Huhn sah. Trinkgeld.

Ein langer Kommentar wäre erforderlich, um all den Schabernack, alle sprachlichen Kunststückchen und alle versteckten Anspielungen, die in dieser kurzen Stelle vorkommen, zu erörtern. Es seien also hier nur einige charakteristische Proben geboten:

Photoist und *chemicots* sind Beispiele für Joyces Lieblingsspiel, technischen Neuprägungen (in diesem Fall *photographer* und *chemicals*) nach dem Prinzip der Analogie andere, gerade noch denkbare, aber höchst absonderlich wirkende Formen zu geben. Die Endung *-ots* ist eine abgewandelte und verkehrte Rechtschreibung für die Aussprache, die zur normalen französischen Pluralendung *-aux* gehört. *Worth his chemicots* und *tip the teaser* enthalten entstellte, alogische

Erinnerungen an die englischen Redewendungen *to be worth one's salt* (tüchtig sein) und *to tip a person the wink* (jemandem wertvolle Geheiminformationen verraten). *Teaser* — eine harte Nuß zum Knacken. *Positively* bedeutet als Adverb *entschieden*, steht aber außerhalb der grammatikalischen Fügung dem Substantiv *negative* als uneigentliches Nomen gegenüber. *Macromass* — Neuprägung Joyces für «großes Durcheinander». *Horsehappy* und *meltwhile* — *happy* und *melt* gehören hier nicht zum Sinn, sondern veranschaulichen bloß an Hand des vorangehenden *of a horse happens* und *to melt enough while* den Vorgang des Zusammenschmelzens. Der Begriff von *happiness* (Glück) schwebt komisch-beziehungslos in der Luft. *Freely* — nicht im Sinne des englischen Wortes hier zu verstehen, sondern als deutsches «freilich». *The orange-flavoured mudmound* — die englischen Protestanten, die in Joyces Jugend noch die Machthaber in Dublin waren, trugen orangefarbene Abzeichen *(orange favours)*, im Gegensatz zu den katholischen Einheimischen, die grüne trugen. Joyce meinte, daß sein Geist durch die irischen und insbesondere durch die Dubliner Verhältnisse, unter denen er aufwuchs, verstümmelt und entstellt worden war. Er selber ist es, der durch das Wohnen im gärenden Herzen des nach Orangen schmeckenden Kothaufens (d. h. Dublins) von vornherein zum Teil verdorben worden ist. Seine Bücher sind, wie sie sind, weil Dublin so ist, wie es ist. Wiederholt kommt Joyce darauf zu sprechen, wie anders die Werke gewesen wären, die er geschrieben hätte, wenn Dublin ihn nicht um seine wahre, eigentliche Seele gebracht hätte. *Well, Tip* — diese scheinbar unmotivierten Ausrufe tauchen nicht nur hier, sondern auch sonst häufig im Buch auf. Sie wirken wie das Ticken einer Uhr oder das Geräusch einer Maschine im Hintergrund des Traums. *Pecker* — unfeiner Ausdruck für Schnabel, dann für Gesicht, Kopf, vor allem in der Redewendung: *Keep your pecker up.*

Vieles hier und sonst überall in «Finnegans Wake» ist eine Parodie auf die Banalitäten der Alltags- und Zeitungssprache. Das Buch ist vor allem ein *komisches* Buch, voller Witz, Satire und Humor, alles dämonisch gefärbt. Der anschließende Abschnitt ist für unsere Zwecke besonders aufschlußreich:

> *You is feeling like you was lost in the bush, boy? You says: It is a puling sample jungle of woods. You most shouts out: Bethicket me for a stump of a beech if I have the poultriest notions what the farest he all means. Gee up, girly! The quad gospellers may own the targum but any of the Zingari shoolerim may pick a peck of kindlings yet from the sack of auld hensyne.*

Die Grundbedeutung, die sich unmittelbar auf die Schwerverständlichkeit des Buches selber bezieht, lautet ungefähr:

> Es ist dir wohl zumute, als ob du dich im Gebüsch verlaufen hättest, armer Junge? Du sagst: Es ist rein gar nichts als ein Kuddelmuddel von Wörtern. Du schreist beinahe laut auf: Der Teufel hole mich Hurensohn, wenn ich die geringste Ahnung davon habe, worauf er in aller Welt hinaus will. Kopf hoch, Mädel! Die vier Evangelisten besitzen wohl den Schlüssel zum Ganzen, aber jeder der Zigeunerstudenten kann sich aus dem Sack des alten Huhns eine Handvoll Anfeuerholz sammeln. (D. h.: Wenn auch nur die wenigsten das ganze Buch je verstehen werden, jeder Hergelaufene von einiger Bildung, der es studiert, kann genug davon verstehen, um Freude daran zu haben.)

Zwei Momente kommen hier hinzu, um viele der Wendungen zu entstellen. Die Vorstellung vom Wald, in dem jemand sich verlaufen hat, verwandelt *words* in *woods*, *jumble* in *jungle*, *Bedevil* in *Bethicket*, *son of a bitch* in *stump of a beech*, *remotest* in *farest* (*forest*, wobei *farthest* mitschwingt), *kindness* in *kindlings*. Erinnerungen an Burns' Lied *Auld lang syne* und an das Kinderverschen *Peter Piper picked a peck of pickled pepper* tauchen in *pick a peck of kindlings (tak' a cup o' kindness)* und in *the sack of auld hensyne (for the sake of auld lang syne)* auf. Die Vorstellung, daß ein weinendes Kind angeredet wird, ist für solche Streifzüge in die Kinder- und Ammensprache wie *You is* (statt you *are*), *notions* (statt *notion*) und *most* (statt *almost*) verantwortlich. *Puling sample jungle of woods:* Entstellung von *pure and simple jumble of words. Pule* ist archaisch für *greinen. Poultriest* — Entstellung von *paltriest*, an Stelle der zu erwartenden *least* oder *slightest.* Die Rechtschreibung läßt *poultry* (Geflügel) mitschwingen, was an das Huhn, das den Brief entdeckte, erinnern soll. *The quad gospellers* — das amerikanische *hot gospeller* (sensationeller pietistischer Prediger), durch eine kleine Entstellung auf die vier Evangelisten bezogen, die sonst eine wichtige und unerbauliche Rolle in «Finnegans Wake» spielen. *Gee up* — Ausruf, um ein Pferd zu ermuntern, hier an Stelle von *Cheer up! Targum* — alte aramäische Uebersetzungen des Alten Testaments, daher Uebersetzungen überhaupt, als Schlüssel zu schwierigen Texten. *Zingari shoolerim* — Anspielung auf das berühmte Gedicht Arnolds, *The Scholar Gipsy.* Das englische *scholar* wird hier dem deutschen «Schüler» leicht angeglichen und mit einer hebräischen Pluralendung versehen, nach dem Muster von «Cherubim» und «Seraphim». Zigeunerstudenten wünscht sich Joyce als Leser, unverantwortliche Bohemetypen, nicht pedantische Musterknaben.

 Fortsetzung von Seite 66

Wir zittern und sind bereit, einzugreifen. Aber angesichts der unerschütterlichen Ruhe unseres alten Meisters geht der Zwischenfall ohne Folgen vorüber. Verlaine kann seinen Vortrag in leidlicher Form beschließen. Man hört vereinzelten, aber deutlichen Beifall.

Beim Ausgang überreicht der Präsident des Kunstvereins dem Vortragenden einen sorgfältig versiegelten Umschlag. Wir umdrängen unseren Freund, um ihm belanglose Gespräche und Bitten um Autogramme zu ersparen. Dann treten wir auf die Gasse, die am Gebäude des Kunstvereins vorüberführt. Bei der ersten Straßenlaterne reißt Verlaine hastig den Umschlag auf: «Dreihundert Franken!» ruft er, bleich vor Erregung. «Wo ist die nächste Bank?»

«Alle Banken sind um diese Zeit geschlossen», sage ich. «Aber was soll ich tun? Verstehen Sie mich, ich kann doch nicht die ganze Nacht hindurch eine solche Summe bei mir tragen!» Jean Casier und ich beruhigen ihn. Im Falle eines Verlustes werden wir beide für die Summe eintreten. Es ist beinahe elf Uhr, ich kann mich vor Müdigkeit nicht mehr auf den Füßen halten und vertraue unseren gefährdeten Helden Grégoire Le Roy an, der ein gewohnheitsmäßiger Nachtschwärmer ist. — Am andern Morgen erzählte mir Le Roy, er habe bis zwei Uhr nachts zu tun gehabt, um den armen Lilian zu verhindern, sich zu berauschen und alle, die ihm begegneten, freizuhalten. In der Frühe hat er ihn zum Bahnhof gebracht, um ihn einem Schicksal zu überlassen, dessen kurze Wegstrecke nur noch vom Hospital zur Unsterblichkeit führte — zur Unsterblichkeit, die den großen Poeten unserer armen Erde verheißen ist.

Epilog

Fast alles, was ich erzählt habe, sind Dinge, die mehr als sechzig Jahre zurückliegen. Die Menschen, von denen ich sprach, sind tot. Als einziger überlebe ich sie um einige Tage, um ihnen noch einmal Leben zu geben. Mit mir werden sie dahingehen.

Wunder des Sich-Erinnerns, Auferstehung der Toten! . . . Wenn man an Verstorbene denkt, wenn man von ihnen spricht, so drängen sie sich in das Haus, sie füllen den Raum mit ihrer Gegenwart.

Wenn ich sie beschwöre, wollen sie nicht mehr von mir weichen. Ich kann sie nicht in ihre Gräber zurückschicken. Sie klammern sich fest, sie fordern ihren Anteil an meinem Leben.

In der Nacht sind sie besonders eifrig. Die kleinsten unter ihnen zupfen mich am Aermel und fragen: «Du hast mich doch nicht vergessen? Ich habe dich bei Tisch bedient, weißt du noch?» Und eine andere Stimme sagt: «Ich besorgte deine Küche.» Aus dem Dunkel flüstert es: «Deinen kleinen Wagen habe ich dir wieder zurechtgemacht . . .»

Doch auch die größeren unter den Schatten sind nicht zufrieden. Sie habe ich vorgezogen, seit langem. Meine zartesten Worte habe ich für sie erfunden. Aber nun meinen sie, ich hätte noch nicht genug getan. Wie vieles habe ich vergessen zu erzählen! Und sie führen sich auf wie Schauspieler, die immerfort auf der Bühne sein möchten.

Sie sind nicht dafür verantwortlich. Als sie noch lebten, wünschten sie gar nicht, so viel Raum einzunehmen. Ich habe sie verzogen. Ich habe sie daran gewöhnt, Figuren in einem Spiel zu sein, und schon sehe ich sie nicht mehr ganz so, wie sie in Wirklichkeit waren. Es ist meine Schuld, und man muß ihnen verzeihen. Sie haben ja kein anderes Leben als das, welches ich ihnen leihe. Wehe aber, wenn wir die Erinnerung an die Toten in uns auslöschen wollten! Sie bedürfen zwar unser, aber wir leben durch sie. Gingen sie von uns, so würden wir aufhören zu sein.

Es ist sonderbar — ich weiß nicht, ob alle Verstorbenen so sind —, die Toten, die ich rufe, oder die mich besuchen, erscheinen mir nie anders als sanft, ein wenig resigniert oder auch zärtlich. Aus dem Zwielicht tauchen sie empor mit einem nachsichtigen Lächeln auf den Lippen. Niemals ist mir ein erbitterter, zornig drohender oder tragisch gestimmter Toter begegnet. Es ist, als ob der Uebergang vom Diesseits zu einer anderen Welt ihnen nur ihre liebenswürdigen Wesenszüge ließe. Vielleicht auch sind sie des Lebens besonders müde; denn es mag sein, daß wir erst nach dem Hinscheiden die ganze Last fühlen, die von unseren Schultern genommen wird. Der Tote freilich hat es mit uns leicht. Seine Mängel vergessen wir, seine Vorzüge sind uns deutlicher gegenwärtig. Alles, was ihn entschuldigen kann, halten wir ihm zugute. Und selbst wenn wir dahinterkommen, daß er Fehler hatte, Laster, von denen wir nichts wußten, daß er uns verriet, daß er schändlich handelte — wie wenig werden wir ihm das anrechnen! Erst wenn es nicht mehr ist, beginnen wir ein Wesen aufrichtig, stark und für immer zu lieben.

Warum können wir an den Lebenden nicht so handeln wie an den Toten? Niemand hat das je getan. Es ist wohl nicht möglich. Wird unsere Erinnerung durch Vergessen abgelöst werden, oder unsere Vergeßlichkeit durch Erinnern?

Alle meine Toten stehen vor mir auf. Es sind ihrer zu viele, und ich frage mich, warum ich noch lebe.

Oeffnet der Tod eine Tür — oder schließt er sie? . . .

Aus dem soeben erschienenen Memoirenbuch «Bulles bleues» des Dichters
Ins Deutsche übertragen von Charlotte Herzfeld-Schilakowski

 Fortsetzung von Seite 80

Hier wogen die Menschen, strömen, rennen, lassen sich treiben. Wer nach unten zu lauscht, vernimmt ein unaufhörliches Getrippel der Schuhe, Geschlarpe, Geschleife. Alle haben oder suchen ein Ziel. Eßautomaten, Buden, Kinos, Nedick's locken, Frankfurter Würstchen, Hamburger Steaks, alles lockt. Hier ist ein Tanzraum mit den «schönsten Mädchen der Welt», endlose Superlative. Drugstores, zehn Geschäfte in einem, dauernd steht einer hinter uns, wartet auf seinen Drink. Eisgetränke, Coca-Cola, Stoßen, Wechsel, Wandel, Schauer von Neonlicht, überraschende Reklamen, seelenkundig, sirenenschlau und bös. Die großen Zeitungen des Tages, Times und Herald Tribune, die Häuschen mit den Lifestößen, Look, New Yorker, mit hebräischen, chinesischen, ungarischen, russischen Zeitungen, alles für die Hiesigen gedruckt. Die packenden Titel, genialisch in ihrer Schärfe, ihrem Sinn für das Sensible, Sensationelle, Tragische, Dramatische. Der Baseballheros Amerikas liegt im Sterben. «Babe is sinking.» Das sieht jeder, das stimmt jeden traurig. «Babe is sinking.» Aus den Läden schallen die Jazz, der Modesong «Woody Wood-Pecker» lacht sein unbeschreibliches Elsterschreien in unsere Ohren. Die Straße lärmt noch nicht genug, sie tragen die kleinen Radios mit sich, immer in Aktion, sei's eine Wahlrede, ein Boxkampf, Isoldes Liebestod oder die Zwillinge von Kentucky. Die Subwaystationen speien neue Gruppen in den Strom und saugen sich Fetzen daraus wieder ein. Ein bleicher, einäugiger Huster läßt quiekende Pinguine über den Asphalt hüpfen, die Straßenluken dampfen und rauchen, ein schlanker Gentleman verschenkt Juden eine Bibel, wenn sie versprechen, sie zu lesen. Hier bricht ein unordentlich gekleidetes Mädchen zusammen, Auflauf, mutmaßende, lüsterne, verlorene Gesichter, rasch ist einer der freundlichen irischen Polizisten zur Stelle, schon ertönt der schreiende Kriegssirenenlärm des Spitalautos, die Stelle schließt sich, das Gebimmel eines Eiscremewagens wischt vergessend darüber her. Hier ist eine Katze auf ein Reparaturgestell geklettert, dem betrunkenen Besitzer gelingt es nicht, sie herunterzuholen, weite Pupillen des geängsteten Tieres, große Fröhlichkeit der Zuschauer. Ein brummelnder Introvertierter schiebt sich weiter, kann keine Distanz um sich herstellen, mit sich und der Welt im Hader, jeder Blick Anklage. Vor einem Laden tragen Streikende große Schilder, gutangezogene Angestellte fordern auf, hier nicht zu kaufen, der Patron sei «unfair». In den Läden selbst hundert Dinge, die das Herz begehrt, tausend, die es nicht begehrt, aufschlußreiche Schlösser für die verwunderlichen Wunschschlüssel all dieser Menschen. Alles ist da, in Hülle und Fülle, Eßwaren, immer das Beste, und zugleich natürlich das Billigste. In jedem Laden ist es noch billiger, noch besser. Bücher, Erotika, «Sex Technique in Marriage», das klingt, als ob ein Pferd am kalten Novembermorgen schnarrt. Apostel mit Schild raucht Zigarre: «Rette deine Seele, es ist noch Zeit.» Drei eifrig handredende Taubstumme, zwei in sich versunkene, traumgeschobene Liebende, ein Wildwester, ein scharfes Yankeegesicht. Eine stille Inderin im malerischen Seidenbuntgewand führt ihr Kind an der schlanken Hand, beide den roten Kastenfleck auf der Stirn. Onkel Remus, Nachkomme aus Toms Hütte, lächelnd, breit, sicherheitsverbreitend, gütig und von viel Schmerzen ausgeruht, rotes Leibchen, Zufallshose, ausgetretene Barmherzigkeitsschuhe, Filz mit viel Vergangenheit. Aber strahlend, ein Bewältiger der Hetze, ein Gerechter, ein Ueberlegener. Scheu, schnell, frühverdorben ein Dorian Gray, flackrig, ausgehöhlt, ein Gieriger ins Seltsame, verantwortungslos, die Braven und Biederen verhöhnend, übersättigt und gelangweilt zugleich. Ein singender Matrose, ein zornroter Jüngling, der gegen seine Mutter nicht aufkommt, hier ein ruhiger, vornehmer Amerikaner, energiereich, Ford-Typus. Fröhliche, gesunde, zwitscherschöne Mädchen, voller Daseinsfreude, schneeweiße Blusen, langer Schwarzrock mit dem weißen, gestickten oder gehäkelten Saum, was weiß ich. Negervater führt seinen Buben spazieren, dieser den Schnabel offen, Dad hat die Es-ist-erreicht-Zigarre im Munde, gefolgt von drei üppigen Negerinnen, reden portugiesisch oder spanisch. Ein Mann im Cowboykostüm, unverkennbar Mexikaner, schwarzes, fettglänzendes Schnäuzchen mit verwegenem Blick auf eventuelle Señorita. Ragender Normanne, würde mit einem Zylinder bestgelungenen Uncle Sam ergeben, graublaue Augen, kritisch, nicht hintergründig, nicht leicht zu beleidigen, kann Verluste ohne Jammern ertragen, versteht seinen eigenen Mythos nicht, weltzugewandt, an Unternehmen interessiert, ohne Ressentiment. Eine Blinde, dezent angezogen, mit Büchse in der Hand, weißem Stock, singt Sentimentales. Bob, ein beinloser Neger, fährt auf seinem Wägelchen direkt am Boden, vor sich die Spielorgel, unaufhörlich dieselbe markerweichende Heimwehmelodie. Er bekommt seine Nickel, Neger grüßen ihn. Matrosen mit ihren Zeitliebchen, grasgrüne Burschen; strolchende Buben, die gehörigen Unfug treiben, einer imitiert Tänzerinnen, Filmstars, findet ein begeistertes Publikum; der Polizist weiß nicht recht, wen er einpacken soll, Künstler oder Publikum. Haganah-Sammler, urjüdische Gesichter, geborene Revolutionsredner, ein kauziger Westpapa in unbeschreiblichem Oklahoma-Kostüm läßt sich von den Sorgen Israels hinreißen, sein politisches Weltbild weist aber gewaltige Lücken auf, die Diskussion schreit nach einem Shakespeare des Broadway. Die Flut strömt, unversieglich, unabreißbar, pausenlos — die Schritte, das Getrippel, orientalische Gesichter, Farmer und Großstädter, O.K., honey und darling, die Ungefähren, die ins Leben Geschleuderten, Geworfenen, die mit den Wundmalen der Kindheit, Scheue, Mutige, Vorangeher, Höhnende, Verzauberte, Willige für jede Art der Verführung, Wertsichere, Unsichere, Zweifler, Verzweifelnde. Geduldiger Chinese, Taoist ohne Rätsel, nicht staunend, nicht wegsehend, eine Negerin, herrliche, königliche Gestalt, wie meist, vorzüglich angezogen, läuft nicht, wandelt. Ein Kutscher mit Zylinder, aber ohne Kragen, wie aus einem Hitchcockfilm, sein Rößlein mager, schaut in Scheuklappen, der Woody-Woodpicker lacht wieder. Windowcleaner, pfeifend, streitende shoeshine-Negerbuben, ein Greis, weiß, mit bläulichem Altersstar, offenes Hemd, erlöschend. Ein Polizist auf seinem Pferd, hart am Einschlafen, ein Spanischnüßliverkäufer mit einem pfeifenden Kocher, er selber, Narben — Indianergesicht. Ein altes verhutzeltes Fraueli, ausgezehrt, wankend, als ob sie auf einer Kugel laufe, schreit: «They are crazy, they all are crazy!» Und dann, wie im Zweifel: «Aren't they?» Einarmiger, der begeistert ein Comickheftchen studiert. Hier ein Dauerredner mit nervösem Kakadu, der für einen Nickel Dein Schicksalslos aus einer Schachtel zerrt. Verhärmte Frau, ernst, liest das ihre, ist erschrocken, schaut ins Leere. Kleines Mädchen verliert seinen Farbzucker, sucht ihn wieder in dem undenklichen Schmutz, verstaut ihn erneut im Mäulchen. Ein verweintes Negerkind, ein Unklarer mit Krawattenproblemen, ein Fleißiger mit einem Koffertrottinett, Elmer Gantry, Straßenhaie, eine enttäuschte Schwangere, Träger, Getragene, Spieler, Verspielte, alles Getriebene vom periodisch anfallenden Hunger, von der Jagd nach dem Geld; Gefühl dunkler, schicksalshafter Verflochtenheit in das undurchsichtige Spiel der Welt. Alle beseligt oder gequält vom Geschlecht, Paradiessucher, Hungerleider nach dem Unerreichlichen, Staunende vor den Frankensteinfilmen mit Boris Karloff, dem Monster, Count Dracula, dem Vampir, Superman und Super Mickymouse — je grausiger, je unwahrscheinlicher, desto besser. Neben einem übergroßen, das dämonische Weib verherrlichenden Filmplakat steht ein junger Neger, kaum zwanzig, mitten im Trubel, am hellen Mittag, verzückt ins Gebet versunken, den Rosenkranz in zitternden Händen, karierte Hose, Schlapphut, weißer Schaumsaum an den bebenden Lippen, niemand hält sich auf, so sind wir schließlich doch alle, Wunderliche, nicht ganz Gelungene, der Ergänzung, der Erlösung bedürftige Kreuzfahrer nach dem letzten dunkeln Horizont. Halte einen an, und Du ertrinkst in Geschichten. Kampf, Neid, würgender Haß, da, in den Schächten Manhattans, das Innige, Innerliche auch, eine dralle Negernonne in dunkelblauem Ornat, mystische Seelen, Verklärer, ringende Anfänger in Gott. Von Brooklyn strömt Romantisches herüber, New York ist nicht nur ein Grab des Landes, es wird viel geboren, «an den Staub müssen Sie sich gewöhnen, wenn Ihre Lungen einmal voll davon sind, kann nichts mehr passieren». Ein irischer Trompeter bettelt mich an, das Leben sei hart hier. Er solle eine Kellnerstelle annehmen, er wolle aber trompeten. Schön, soll er trompeten. Ein harmlos Aussehender aus Chicago, wird bei Milch gesprächig, war Friedhofwärter, wurde wegen düsteren Neigungen herausgeworfen, hat Heimweh nach seinem Gewerbe; ein Schachkumpan, fröhlicher Neger aus San Franzisko, kann's auf dem Land nicht aushalten, verliert dauernd, sagt dann: «I just must have made a mistake», tönt wie ein Song, ich geb' ihm den Turm vor, fällt beinahe unter den Tisch vor Freude. Er habe vielerlei Blut in sich, es scheint von jedem Kontinent gerade soviel, daß er dauernd unterwegs sein muß. Sucht da einer ein Wort und sagt: «Na, weiß ich doch.» «Deutsch?» frag' ich. «No», sagt er, «Jud bleibt immer Jud.» Lächelt, verschwindet. Im chinesischen Restaurant geht's ganz ordentlich mit den Stäbchen, besuche einen Wildwestfilm, verstehe diese Dinge erst hier. Viele Neger, die schnarchend schlafen, ein munterer Asozialer, der die Vorgänge auf der Leinwand mit lauten Bemerkungen begleitet. Abends, wenn die gewaltigen Bauten in ihren gedämpften Lichtern aufglühen, strömen neue Gerüche in die verworrenen Duftsymphonien der Straßengräben, wo sommersweile die Luft selber nach Luft ringt. In den Hauseingängen, in die Straßen hinein liegen die Armen, die Niemande, Weglose und Wegscheue. Ich frage einen — «Did I ask you to ask me?» gibt er barsch zurück. Wer kennt ihre Namen, wer pflegt sie, wer ist mit ihnen, wenn sie sterben? Erschütternd, schwer zu deuten, alles ist hier, die Not und der Kampf gegen die Not. Der zähe Aufstieg und das unaufhörliche Sinken in der Gesellschaft. Unaufhörliche Geburt und unaufhörlicher Verfall. Wie stille Inseln, wie Oasen der Seele sind die Kirchen kostbar in die jagenden Straßen eingefügt, Quellen für den tiefsten Durst, strömen sie das Ihre hinaus, schütten das Ueberzeitliche in die Zeit. Unten an der Fünften Avenue, gegen Greenwichvillage, leuchtet und läuft ein Spruchband:

Believe in the Lord Jesus Christ and thou shalt be saved. When I see the blood, I will pass over you, for it is blood that maketh atonement for the soul . . .

Jetzt ist es Nacht geworden, vom Hochhaus des Rockefeller Center wirkt dieses Millionenleuchten völlig märchenhaft. Es sind bläuliche, es sind rosa Tönungen. Der White Way sprüht. So weit das Auge sieht, wechseln jetzt die verschiedenen Signale. Ueber uns ist der Himmel blaß, die Sterne leuchten kaum. Ich schaue in die Lichterreihen der gewaltigen Bauten, «wie im Berg der Mammon glüht». All das hat der Mensch geschaffen, ringend, irrend, gelingend. Es ist eine Stadt der Menschen. Ich fühle, wie mich die Liebe zu New York überwältigt.

BERICHTIGUNG ZU SEITE 53. *Der Name des Sammlers der Sammlung Schloß Rohoncz heißt Baron Heinrich Thyssen Bornemisza. Die Bildbestände sind nicht allein in Deutschland, sondern in ganz verschiedenen Ländern erworben worden.*

SAMMLUNG ERKENNTNIS UND LEBEN

DAVID KATZ

Mensch und Tier

Dieses Buch stellt einen Beitrag zur philosophischen Anthropologie dar, indem es durch vergleichende psychologische Studien die Natur des Menschen, seine Abgrenzung vom Tier, zu bestimmen sucht.

314 Seiten, mit 37 Abbildungen, in Ganzleinen gebunden Fr. 18.—

IN VORBEREITUNG:

John Dewey

Wie wir denken

Constantin von Monakow

Das biologische Gewissen

und andere psychologische Aufsätze

A. N. Whitehead

Wissenschaft und moderne Welt

James H. Breasted

Die Geburt des Gewissens

Honoré Daumier / 240 Lithographien

Eine Auswahl von 240 in Originalgröße hervorragend reproduzierten, das Bild des Künstlers in seiner Vielseitigkeit umfassend widerspiegelnden Lithographien.

Herausgegeben und eingeleitet von W. Wartmann
240 Abbildungen in Tiefdruck. 42 Seiten Einleitung und Anmerkungen
Format 30×40 cm. Zweite Auflage. In Halbleinen gebunden Fr. 20.—

Rembrandt Radierungen

Sämtliche von der Forschung als unzweifelhaft echt nachgewiesenen Radierungen Rembrandts sind hier in einem Bande vereinigt. Das sorgfältig gedruckte und ausgestattete Werk ist für jeden Kunstfreund eine Gabe von bleibendem Wert.

Herausgegeben und eingeleitet von W. Cuendet
216 Seiten mit 272 Abbildungen in Kupfertiefdruck, 31 Seiten Text
und 28 Seiten Anmerkungen. Format 25×30,5 cm
Gebunden Fr. 32.—

MANESSE BÜCHER DER KUNST

Was Leser und Kritiker aus aller Welt über das Du schreiben

Der englische Schriftsteller Charles Morgan:

Das schweizerische Verlagswesen ist durch eine Epoche der selbständigen Erneuerung hindurchgegangen, und neue Zeitschriften, wissenschaftliche, nationalökonomische und künstlerische, sind entstanden, darunter ... das Du, eine erlesene literarische Monatsschrift — dem Engländer läuft ob so viel Fülle und Wert das Wasser im Munde zusammen.

Die Neue Zürcher Zeitung:

Die Monatsschrift Du hat sozusagen zwölfmal Weihnachten im Jahr — und doch gelingt es ihr, die Nummer am Ende des Dutzends noch mit einem zusätzlichen festlichen Akzent zu bedenken ... Alles bezieht sich, oft deutlicher, oft undeutlicher, auf die selbe Mitte, die man mit lebendiger Zeitnähe und Traditionssicherheit bezeichnen könnte.

Der Direktor des Louvre in Paris:

Votre revue est très belle, très réussie. Je ne parle pas seulement de la qualité vraiment exceptionnelle des reproductions en couleurs, mais du plan de la conception même du magazine. Tout en maintenant une belle qualité artistique, vous vous tenez très près de la vie et je trouve cette association de tableaux et de la photo excellente. Excellente aussi l'idée d'adapter un thème et d'en voir les deux aspects, dans l'art et dans le réel.

Ein aus Deutschland stammender Dozent der Universität Harvard (USA):

Ich kann nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß Sie fortfahren sollten, Ihre Zeitschrift auf der Höhe zu halten ... Europa liegt in schweren Krämpfen, sein Herzstück, Deutschland, ist dem Tode nahe; aber geben Sie nicht die Hoffnung auf ein neues Europa auf; es wird und muß kommen! Und wenn die Schweiz in diesem großen historischen Prozeß die Rolle des Bannerträgers einer neuen europäischen Kultur spielen soll, dann muß dieses Land Ausdrucksorgane haben, die dieser Rolle würdig sind. Darum: erhalten Sie Ihr Du und pflegen Sie es, bis es zu einem «Wir» aufwachsen kann.

BESTELLKARTE

Du

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT

CONZETT & HUBER ZÜRICH

Morgartenstraße 29 Telephon 25 17 90

Postscheckkonto VIII 3790

Besondere Wünsche:

Du Schweizerische Monatsschrift

Conzett & Huber

Morgartenstraße 29

ZÜRICH

Postfach 686, Zürich-Hauptpost

Weihnachten rückt näher; das Jahr neigt sich zu Ende. Wir beschäftigen uns aber bereits eifrig mit der zukünftigen Gestaltung unserer Monatsschrift. Niemand weiß, was das neue Jahr uns bringen wird. Geplant ist vieles und wird sich hoffentlich verwirklichen lassen. Wir alle kennen die Gefahren, die unseren freiheitlichen Rechten drohen durch ein Labyrinth von Paragraphen, und darum stellen wir gleich an den Anfang des Jahres das Heft über den BEAMTEN. *Dann kommen die* KUNSTSCHÄTZE AUS DER LOMBARDEI *an die Reihe, italienische Malerei, frühe vorrömische und römische Plastik, frühchristliche Kunst aus Museen, Kirchen und aus Privatbesitz. Eine große Ausstellung im Zürcher Kunsthaus wird diese Werke zeigen. Das Museum Allerheiligen in Schaffhausen wird im Frühling eine große Zahl niederländischer Bilder des 17. Jahrhunderts beherbergen. Wir hoffen, davon ein besonders schönes* REMBRANDT-*Heft zusammenstellen zu können. Unser Redaktor Walter Robert Corti ist mit einem Heft über den Zoo beschäftigt; von Amerika aus, wo er schon seit Monaten sich befindet, soll im weiteren das eine oder andere USA.-Thema von ihm in einem gesonderten Heft behandelt werden. Dann die vielen guten Photos, die wir von Photographen aus der ganzen Welt erhalten, die Bilder, Zeichnungen, graphischen Arbeiten, plastischen Kunstwerke, die uns unter die Augen kommen, von Mitarbeitern uns zur Veröffentlichung vorgeschlagen werden, ohne daß eine thematische Bindung all diese Dinge zusammenhält — sie sind willkommen; das gibt uns die Möglichkeit zu freien Zusammenstellungen. Freilich, für den Frühling haben wir noch etwas Schönes vor: ein Heft über* DAS JUNGE MÄDCHEN. *Vielleicht kommt ein solches über den* TANZ *zustande, weit gediehen sind die Vorbereitungen zu einer Nummer über den* SPUK; *auch haben wir kürzlich einen Alpenflug unternommen und die Farbkamera für das geplante* FLUG-HEFT *ausprobiert. Eine Ausgabe dürfte dem* FEUER, *eine andere* CHINA, *einer* SCHWEIZER STADT *oder dem* JURA *gewidmet sein. Inwieweit wir unser Programm verwirklichen können, vermögen wir nicht vorauszusagen, doch wird das* Du *auch weiterhin unsern Abonnenten und Lesern viel Schönes aus Kunst, Wissenschaft und Literatur vermitteln und sie den Problemen unserer Zeit näherbringen.*

Schenken Sie Ihren Angehörigen oder Freunden in der Schweiz oder im Ausland ein Du*-Abonnement. Die größte Freude bereiten Sie dem Empfänger, wenn Sie das Abonnement mit der Weihnachtsnummer beginnen lassen. Auf Ihren ausdrücklichen Wunsch senden wir das Heft mit einer Geschenkurkunde auf Weihnachten. Wir raten Ihnen, die beigefügte Bestellkarte recht bald zu benützen, denn auch dieses Jahr werden wir der immer sehr großen Nachfrage wohl kaum genügen können.*

Ich bestelle ein Du*-Abonnement für 1 Jahr ab Dezember 1948* / Januar 1949**

a) als Geschenk

Die Monatsschrift ist zuzustellen an:

Frau/Fräulein/Herrn ______________________

Ort: ______________________ *Straße:* ______________________

b) für mich selbst

Senden Sie die Monatsschrift Du *an meine Adresse ab* ______________________

Ich wünsche unabhängig vom Abonnement ____ *Dezemberhefte (Weihnachtsausgabe) zu Fr. 4.50 zugestellt. Die jährliche Abonnementsgebühr beträgt Fr. 26.50; für das Ausland Fr. 34.50.*

Datum ______________________ *Unterschrift* ______________________

Ort ______________________ *Straße* ______________________

* *Nichtgewünschtes streichen*